Expedition in Amerika: B. HERDER, 19, South fifth Street, St. Louis, Mo.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 9. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. September 1875.

Inhalt: Korea. III. Die Zeit der Verfolgung von 1839—1874. — Die Mission von Kiangnan im Jahre 1873—1874. — Eine Fußreise in Japan. IV. Matsetschima. — Nachrichten aus den Missionen: Annam; Afrika; Türkei; Mexiko; Ecuador. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Korea.

III. Die Zeit der Verfolgung von 1839—1874.

Die koreanische Kirche hatte, wie wir neulich sahen, nur ein paar Jahre das Glück genossen, einige Priester zu besitzen, als der Sturm des Jahres 1839 ausbrach und neuerdings die Christen derselben beraubte. Die drei Missionäre, Msgr. Imbert und die Priester Maubant und Chastan, erlitten im September den Martertod. Die Regierung aber, über das Eindringen der Fremden erbittert, ergriff zur Bewachung der Grenze gegen China hin noch schärfere Maßregeln. Alle, die sich der jährlichen Gesandtschaft nach Peking anschließen wollten, wurden der strengsten Untersuchung und den verfänglichsten Fragen unterworfen; nur wenn diese Prüfung befriedigend ausfiel, wurde ihnen ein Reisepaß eingehändigt, den sie bei der Rückkehr, um Korea wieder betreten zu dürfen, abzuliefern hatten; außerdem wurden die Wachtposten an den Grenzstationen verstärkt und allen das Signalement der drei getödteten Missionäre mitgetheilt, damit sie um so leichter etwaige europäische Eindringlinge zu erkennen vermöchten. Unter diesen Umständen hielt es Msgr. Ferreol, der Nachfolger Msgr. Imberts, für gerathener, den Seeweg nach Korea zu versuchen. Ein muthiger Eingeborner, Andreas Kim, der in Macao seine Studien gemacht hatte und 1845 in Schanghai als der erste Koreaner zum Priester geweiht wurde, überwand alle Schwierigkeiten und führte seinem verwaisten Lande wieder zwei Missionäre zu, den apostolischen Vikar Msgr. Ferreol und Herrn Daveluy. In den sechs Jahren, die vom Tode der drei Missionäre an bis zur Ankunft ihrer Ersatzmänner verflossen, war die Ausbreitung des Glaubens durchaus nicht in's Stocken gerathen. Im Durchschnitt füllten alljährlich an 200 Neubekehrte die durch die Verfolgung gemachten Lücken aus. Ergreifend ist der Eifer, mit dem sich die Christen zu ihren neugewonnenen Priestern herandrängten. Selbst Greise, Frauen und Kinder säumten nicht, bei grimmiger Kälte über die mit hohem Schnee bedeckten Berge vier, sechs, ja acht Tagereisen zu machen, um der Gnade, die hl. Sakramente zu empfangen, theilhaft zu werden. „Erschöpft von Müdigkeit kommen sie bei mir an," schreibt Herr Daveluy; „oft sind ihre Füße geschwollen, zerrissen und blutend. Allein das achten sie nicht. Beim Priester vergessen sie alle Mühsal; in Thränen ausbrechend werfen sie sich zu meinen Füßen nieder, und bitten um die hl. Sakramente und dann kehren sie mit Freude den mühsamen Weg zurück." Schwieriger war die Lage der vornehmen christlichen Frauen, denen es nach koreanischen Begriffen von Sitte und Anstand nicht erlaubt ist, ihre Wohnungen zu verlassen oder mit andern als den nächsten Verwandten zu sprechen. Sie mußten warten, bis der Missionär auf seiner Rundreise in ihre Gegend kam; erst dann konnten sie, immer noch auf die Gefahr hin, von ihren heidnischen Angehörigen entdeckt und für ehrlos gehalten zu werden, den Versuch wagen, beim ersten Morgengrauen sich bei den Christenversammlungen einzufinden und die hl. Sakramente zu em-

pfangen. Ein lohnender Erfolg entschädigte die Missionäre für alle Anstrengungen. In den beiden Jahren 1846 und 1847 wurden 1700 Anbeter dem wahren Gotte gewonnen; Ende 1850 belief sich die Zahl der Christen auf mehr als 11,000; im selben Jahre wurden 374 Erwachsene getauft und 369 als Katechumenen zugelassen; am Schlusse von 1853 zählte man 12,175, gegen Ende 1855 aber 13,638 Christen. Der Hauptsturm der Verfolgung hatte sich wieder gelegt, nur einzelne Donner grollten dem vorübergegangenen Gewitter noch nach. Unter Anderen wurde am 16. September 1846 Andreas Kim, der muthige koreanische Priester, hingerichtet. Msgr. Ferreol hatte ihn mit Briefen versehen an die Küste der Provinz Hoanghai gesandt, damit er dort mit den chinesischen Fischern sich in Verbindung setze und für die Einführung der Missionäre nach Korea einen Seeweg eröffne. Da fiel er den Häschern in die Hände; er bekannte sich als Christen; die europäischen Briefe vermehrten seine Schuld, er wurde als Christ und weil er mit Fremden im Einverständisse stehe, mit Säbelhieben getödtet. Von da an bildet der „Landesverrath" eine ständige Anklage gegen die Christen. Veranlassung hiezu gab das flüchtige Erscheinen des einen und anderen französischen Kriegsschiffes an der Küste von Korea; man schickte der koreanischen Regierung Drohnoten wegen des Mordes der Missionäre im Jahre 1839, verlangte Genugthuung und — zog wieder ab. Die Folgen solcher vorübergehenden Demonstrationen, wie sie seiner Zeit auch in Tongkin den Missionären so schweren Schaden zugefügt hatten, lernen wir aus einem Briefe des Herrn Daveluy vom September 1848 kennen: „Auch dieses Mal," schreibt er, „wurden nach der Abreise unserer Landsleute wiederholt dem Könige die dringendsten Bittschriften zugestellt, alle Christen bis auf den letzten ergreifen und ausrotten zu lassen. Eine neue Verfolgung schien vor der Thüre zu stehen; Msgr. Ferreol mußte seine Funktionen in der Nähe der Hauptstadt einstellen und sich verbergen. Überall steigert sich der Haß gegen die Religion, ein christliches Dorf wurde von den Gerichtsdienern und den Heiden der Umgegend auf eigene Faust hin geplündert."

Und doch hätte sehr leicht eine etwas energische Demonstration der christlichen Religion die Freiheit der Verkündigung sichern können. Als sich im Jahre 1856 eine französische Fregatte in der Nähe Korea's nur sehen ließ, wurden sogleich die gefangenen Christen ohne Weiteres in Freiheit gesetzt, und als in Korea die Nachricht anlangte von der Niederlage der Chinesen und der Einnahme Pekings durch die englisch-französischen Truppen (1860), bemächtigte sich des ganzen koreanischen Reiches ein unbeschreiblicher Schrecken. Alle Geschäfte standen still, die reichen Familien flohen in die Berge, die Minister selbst ließen ihre Frauen und Kinder sammt ihren Kleinodien in sichere Verstecke bringen; Mandarine von hohem Range warben um die Gunst und Freundschaft der Neubekehrten und waren eifrig bemüht, sich Religionsbücher, Kreuze und Medaillen als Schutzmittel für den Tag der Gefahr zu verschaffen, ja einige trugen sogar an ihrem Gürtel diese Abzeichen des Christenthums. Hätte sich in diesem Augenblicke ein französisches Fahrzeug an der Küste eingefunden und für Korea dieselbe Religionsfreiheit begehrt, wie sie für China ausbedungen worden war, sie wäre augenblicklich zugestanden worden und die koreanische Regierung wäre noch froh gewesen, so leichten Kaufes die furchtbaren Europäer befriedigen zu können. Die Schiffe verweilten Monate lang in Schantong, vierzig Meilen davon liegt die Küste Korea's; aber sie segelten ab, ohne an letzterer zu landen. Korea athmete wieder leichter.

Msgr. Ferreol, der am 3. Februar 1853 in seiner Mission gestorben war, hatte zum Nachfolger den Msgr. Berneux, der als Bekenner Jesu Christi bereits in dem Kerker von Huë, der Hauptstadt von Tongkin, geschmachtet hatte, jedoch durch die Dazwischenkunft der Franzosen einem sicheren Tode entrissen worden war. Sodann hatte er 10 Jahre in der Mandschurei gearbeitet und jetzt wurde er von der Propaganda an die Spitze der koreanischen Mission gestellt. Er langte mit noch zwei Missionären im März 1856 in Korea an. Das apostolische Werk hatte guten Fortgang; man berechnete die Zahl der Christen im Jahre 1859 auf 16,700. Daveluy, der zum Coadjutor ernannt worden war, gab sich besondere Mühe, nützliche Werke in der koreanischen Sprache abzufassen; er begann ein umfassendes chinesisch-koreanisch-französisches Wörterbuch, übersetzte koreanische Werke über die Geschichte des Landes, verbesserte die schon vorhandenen Religionsschriften und sammelte Nachrichten über die Martyrer der früheren Jahre, die er aus den koreanischen Urkunden und Berichten schöpfte. Glücklicherweise schickte er die französische Übersetzung rechtzeitig nach Hongkong und so entging sie dem Brande, der bald darauf das Haus des Bischofes sammt den meisten Originalberichten und andern Werken in chinesischer und koreanischer Sprache verzehrte. Ein eingeborner Priester, Thomas, unterstützte ihn bei der Übersetzung von Erbauungsbüchern. Auch richtete man in der Hauptstadt eine Druckerei ein und die übrigen Missionäre betheiligten sich nach Kräften an der Herstellung einer koreanischen christlichen Literatur. Allmählich vermehrte sich auch die Zahl der Missionäre und mit ihr das Werk der Glaubensverbreitung. Einzelne Stürme brausten zwar noch hin über die aufblühenden Christengemeinden und zerstörten manche derselben, so besonders im Jahre 1860; die Verfolgungsdekrete wurden nicht widerrufen, allein nichtsdestoweniger bereitete sich nach und nach auch in Regierungskreisen eine Änderung der Gesinnung vor; man hat Fälle, in denen das Vorgehen einzelner Mandarine gegen die Christen von der Regierung öffentlich zwar gelobt, unter der Hand aber mißbilligt und strengstens untersagt wurde. Die Bewegung zum Christenthum wurde immer allgemeiner und durchgreifender, und andrerseits flößte die Demüthigung China's und der dem himmlischen Reiche auferlegte Vertrag Furcht ein. Die Umstände berechtigten zur Hoffnung eines für die Christen erträglichen Zustandes, und diese Erwartung verwirklichte sich auch, bis nach dem Tode des Königs durch einen Staatsstreich die ganze den Christen gutgesinnte Regierung gestürzt wurde. Der Hergang ist kurz folgender.

Am 15. Januar 1864 starb der König Tschieltsong ohne Nachkommen. Die herrschende Partei hatte die Ernennung eines Nachfolgers hintertrieben, damit sie selbst nach Willkür mit dem Throne schalten könne. Doch die alte Königin Tscho, die Mutter jenes Königs, der die blutige Verfolgung des Jahres 1839 erregt hatte, kam ihr zuvor, entriß der jungen Königin-Wittwe das königliche Siegel, ernannte ein zwölfjähriges Kind zu ihrem Adoptivsohne und Thronerben und übertrug die Zwischenregierung bis zu dessen Volljährigkeit dem Vater des Kindes. Die Christen schwankten Anfangs zwischen Hoffnung und Furcht. Die Mutter des neuen Königs war dem Christenthum günstig, sie hatte schon einen Theil des Katechismus gelernt,

sagte täglich christliche Gebete her und bat sogar die Missionäre, einige Messen zur Danksagung für die unerwartete Erhöhung ihres Sohnes zu lesen. Doch ihr gegenüber stand die alte Königin Tscho nebst den von ihr geschaffenen Ministern; der Vater des jungen Königs selbst war als gewaltthätiger und grausamer Charakter bekannt. Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Sie trat in einem Augenblicke ein, in dem man sie am wenigsten vermuthet hätte.

Seit mehreren Jahren hatten die Russen in der Tatarei erhebliche Fortschritte gemacht und ihre Eroberungen geräuschlos aber sicher bis an die nördliche Grenze der Provinz Hamkieng ausgedehnt, so daß nur noch ein Fluß das russische und koreanische Gebiet trennte. Im Januar 1866 verlangten die Russen Handelsfreiheit und das Recht der Niederlassung für sich. Zu diesem Zwecke erschien ein russisches Schiff im Hafen von Uensan im japanischen Meere. Die erste Antwort der koreanischen Regierung war, sie könne als abhängig von China ohne kaiserliche Befugniß keine Unterhandlungen eröffnen, sei aber bereit, sich von Peking Verhaltungsbefehle zu erbitten. Mehrere vornehme Christen glaubten, die günstige Gelegenheit zur Erlangung der Religionsfreiheit sei gekommen, und riethen dem Regenten durch die in Korea anwesenden französischen Missionäre ein Bündniß mit Frankreich und England abzuschließen; das sei das einzige Mittel, um den Forderungen Rußlands erfolgreich Widerstand leisten zu können. Der Regent schien hiezu geneigt und ließ Msgr. Berneux und Daveluy an den Hof einladen. Als sie sich in der Hauptstadt einfanden, wurden sie jedoch nicht zur Audienz zugelassen. Das russische Schiff war unterdeß abgesegelt, und aus Peking lief die Nachricht ein, daß die Chinesen mit den unter ihnen wohnenden Europäern gründlich aufräumten. Diesen Umstand benutzten die Minister des Regenten. „Haß den Europäern — Tod den Barbaren des Westens, Tod den Christen“ war die Parole, die jetzt ausgegeben wurde, und die wie ein Lauffeuer sich in Korea verbreitete. Der Diener des Msgr. Berneux verrieth ihn selbst und die übrigen Missionäre, deren Aufenthalt er wußte. Msgr. Berneux wurde am 23. Februar in's Gefängniß geworfen. Nach einigen Tagen theilten dasselbe mit ihm drei andere Missionäre, die vor Kurzem in die koreanische Mission eingetreten waren. Diese vier apostolischen Männer hatten mehrere Verhöre zu bestehen, bei denen man so mit Stockschlägen gegen sie wüthete, daß die Knochen bloßgelegt wurden. Am 8. März starben sie als Blutzeugen unter den Säbelhieben der Henker. Eine neue Verfolgung war also in blutiger Weise eröffnet. Die fünf übrigen Missionäre wurden in den verschiedenen Theilen Korea's verhaftet und erlitten zusammen den gleichen Martertod am Charfreitag; wahrhaft eine würdige Feier des Todestages unsers Herrn und Heilandes [1]. Im Monat September brachte ein Brief des Herrn Ridel diese Nachricht dem Seminar der auswärtigen Missionen. Die Zöglinge waren gerade zu Meudon, auf dem Landgute des Seminars. Bei der Kunde von dem Tode der neun glorreichen Blutzeugen drang ein Ruf der Freude aus Aller Brust. Es war Abend; sogleich improvisirte man eine Illumination, sang vor der Statue der Muttergottes das Tedeum, und fügte zum Schlusse neunmal die Anrufung hinzu: Königin der Martyrer, bitte für uns! So feiern angehende Missionäre den Tod ihrer Väter und Vorgänger.



Koreanischer Pachthof.

Die Hirten waren also geschlagen; nun kehrte sich die Wuth der Verfolger gegen die Heerde. Plünderung, Brandstiftung, Einkerkerung, Folter und Tod wurden schonungslos über die Christen verhängt. Noch weilten drei Missionäre im Lande, und es gelang den Häschern nicht, ihrer habhaft zu werden. Herr Ferre, der als der älteste zugleich Oberer der Mission war, beauftragte Herrn Ridel, die Nachricht von der ausgebrochenen Verfolgung nach China zu überbringen und für die

[1] Die Namen dieser neun Blutzeugen sind: die Bischöfe Berneux und Daveluy; die Priester: de Bretenières, Beaulieu, Dorie, Petitnicolas, Pourthié, Aumaître, Huin.

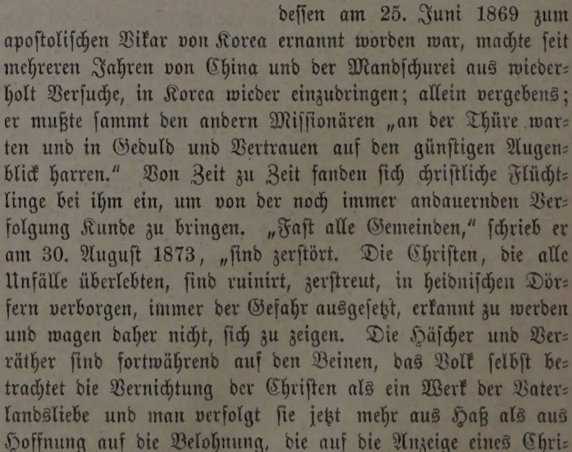
schwerbedrängten Christen Hilfe zu suchen. Dieser benachrichtigte den französischen Admiral von der Lage in Korea und am 18. Sept. 1866 verließen drei Kriegsschiffe den Hafen von Tsche-fu, um eine Expedition gegen Korea zu unternehmen. Für's Erste begnügte man sich, bei der Insel Kanghoa zu ankern und dann den Fluß hinauf bis zur Hauptstadt Söul eine Recognoscirungsfahrt, die auf fast keinen Widerstand von Seite der Koreaner stieß, zu machen. Eine zweite Expedition ging am 11. October von Tsche-fu ab. Zuerst bemächtigte man sich fast ohne einen Schuß der Stadt Kanghoa. Dort befanden sich nicht unbeträchtliche Waffenvorräthe, sogar eine Bibliothek von 2—3000 prächtig gebundenen chinesischen Büchern mit sehr vielen Zeichnungen. Ein Streifzug in die Nähe von Tongsin fiel ebenfalls günstig aus; einige Bomben wurden geworfen und zersprengten bald die koreanischen Truppenreihen. Der Admiral antwortete auf die Beschwerde des Regenten: „er sei gekommen im Namen Napoleons, des Beherrschers des großen Kaiserstaates von Frankreich; Se. kaiserliche Majestät, deren Sorgfalt sich über alle ihre Unterthanen erstrecke, wo auch immer sie sich befänden, wolle, daß sie überall in Sicherheit wären und so behandelt würden, wie es sich für Angehörige eines großen Reiches gezieme; er habe erfahren, daß die Regierung von Korea neun Franzosen getödtet habe, und daher verlange er Genugthuung. Die drei Minister, die Hauptschuldigen am Tode der Franzosen, solle man ausliefern und zugleich einen Bevollmächtigten schicken, um sich über die Grundlagen eines Vertrags zu vereinbaren. Widrigenfalls mache er die Regierung von Korea für alle Folgen des Krieges verantwortlich." Pompöse Worte, denen leider keine Thaten folgten! Drei bis vier Meilen von Kanghoa wurde von koreanischen Scharfschützen eine Pagode besetzt. Der Admiral sandte 160 Mann ab, um den Platz zu nehmen. Ein heftiges Feuer empfing sie; bald war die Hälfte der Angreifenden kampfunfähig und die andere Hälfte schwebte in Gefahr, sich den Rückweg abschneiden zu sehen. Unverrichteter Dinge mußten sie nach dieser Schlappe unter dem triumphirenden Hohngeschrei der Koreaner sich zurückziehen. Am nächsten Morgen steckten die Franzosen Kanghoa in Brand, schifften sich während der Nacht ein und — kehrten nach China zurück. Das waren die Thaten, die dem großartigen Manifeste zur Erklärung dienten. Und die Folgen für die Christen? „Der Christen wegen," erging eine königliche Kundgebung, „sind die Barbaren des Westens bis hieher gekommen; ihretwegen wurden die Fluthen unseres Flusses durch die Schiffe des Westens verunehrt und besudelt; ihr Blut soll diesen Schandfleck tilgen." Der Regent hielt leider nur zu gut Wort. In einzelnen Orten arbeitete Beil und Säbel nicht mehr rasch genug; man erfand eine Art Guillotine, die durch einen herabfallenden Balken 20—25 Personen auf einmal das Genick zerbrach. Im Sept. 1868 zählte man bereits über 2000 Opfer der Verfolgung, von denen 500 allein der Hauptstadt Söul angehörten, und 1870 schätzte man sie auf 8000, diejenigen nicht gerechnet, die durch Hunger und Elend in den Bergen umgekommen waren.

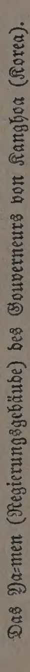
Im Juni 1871 erschien eine kleine amerikanische Flotille vor Korea, um wegen mehrerer Schiffe der Vereinigten Staaten, die an der Küste von Korea gestrandet und deren Mannschaften von den Eingeborenen getödtet worden waren, Genugthuung zu fordern und einen Vertrag abzuschließen. Die Amerikaner bemächtigten sich dreier Forts auf der Insel Kanghoa; aber die Koreaner wollten von einem Vertrage nichts wissen. Der amerikanische Commandant, Admiral Rogers, sah wohl ein, daß es der Einnahme der Hauptstadt und dergleichen energischer Mittel bedürfte, um von der Landesregierung etwas zu erhalten; allein sei es, weil er einen solchen Entschluß nicht zu fassen wagte, sei es, weil ihm seine Streitkräfte nicht ausreichend schienen — auch die Amerikaner zogen ab und hinterließen nur die Drohung, wieder zu kommen. Die Koreaner jubelten über ihren Sieg und bedrückten die armen Christen um so ärger, wurde ja sogar einer der königlichen Minister, der die Kühnheit hatte, mildere Maßregeln gegen die Christen zu empfehlen, sammt seiner Familie angeklagt und hingerichtet. Zur Verfolgung gesellte sich noch eine arge Hungersnoth; leicht wäre es gewesen, von China her Zufuhr zu erhalten; allein der grausame Regent wollte lieber eine große Menge seines Volkes verhungern lassen, als den Handel und Verkehr mit China freigeben.



Msgr. Ridel, apost. Vikar von Korea.

Msgr. Ridel, der unterdessen am 25. Juni 1869 zum apostolischen Vikar von Korea ernannt worden war, machte seit mehreren Jahren von China und der Mandschurei aus wiederholt Versuche, in Korea wieder einzudringen; allein vergebens; er mußte sammt den andern Missionären „an der Thüre warten und in Geduld und Vertrauen auf den günstigen Augenblick harren." Von Zeit zu Zeit fanden sich christliche Flüchtlinge bei ihm ein, um von der noch immer andauernden Verfolgung Kunde zu bringen. „Fast alle Gemeinden," schrieb er am 30. August 1873, „sind zerstört. Die Christen, die alle Unfälle überlebten, sind ruinirt, zerstreut, in heidnischen Dörfern verborgen, immer der Gefahr ausgesetzt, erkannt zu werden und wagen daher nicht, sich zu zeigen. Die Häscher und Verräther sind fortwährend auf den Beinen, das Volk selbst betrachtet die Vernichtung der Christen als ein Werk der Vaterlandsliebe und man verfolgt sie jetzt mehr aus Haß als aus Hoffnung auf die Belohnung, die auf die Anzeige eines Chri-





Das Ya-men (Regierungsgebäude) des Gouverneurs von Kanghoa (Korea).

sten oder Europäers gesetzt ist.“ Der blutdürstige und grausame Charakter des Regenten begnügte sich indeß nicht mit der Unterdrückung der Christen; er wüthete bald ohne Unterschied gegen Heiden und Christen, Adel und Volk. Das führte im November 1873 seinen Sturz herbei. Die alte Königin Tscho, die dessen Sohn adoptirt und zum Könige gemacht und ihn selbst zum einstweiligen Regenten bis zur Volljährigkeit des jungen Herrschers ernannt hatte, fing an, mit den Leiden des Volkes Mitgefühl zu haben und der Schlächtereien und des beständigen Blutvergießens überdrüssig zu werden. Man erzählt, sie sei in ihrem Kummer so weit gegangen, daß sie die Annahme der Nahrung verweigerte. Man benachrichtigte den jungen König von ihrem bedenklichen Zustande. Er suchte sie auf und nun entspann sich folgendes kurze, aber folgenreiche Gespräch: „Warum bist du in Leid und Kummer?“ „„Ich muß sterben.““ „Aber warum denn?“ „„Bin ich nicht die Mutter meines Volkes? Eine Mutter liebt ihre Kinder. Nun aber sehe ich, daß wegen der Grausamkeit des Regenten das Volk klagt, leidet und stirbt. Wie sollte ich da noch zu leben wünschen?““ „Gut, von jetzt an soll nicht mehr mein Vater herrschen, ich selbst, den du zum Sohne und König gemacht, will herrschen. Steh' auf und iß.“ So lautet die Erzählung aus Korea. Außerdem überreichten mehrere Adelige dem jungen König eine Bittschrift, in der sie nach einer Darlegung der traurigen Lage des Landes ihn ersuchten, doch selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen. Man will wissen, daß der junge König darauf hin verkleidet in seiner Hauptstadt herumgegangen sei, um sich durch Gespräche mit dem Volke von dessen Stimmung und von den wahren Zuständen Kenntniß zu verschaffen. Er fand alle Angaben bestätigt. Sogleich ließ er seinen Vater zu sich bescheiden, erklärte ihm, daß er selbst jetzt die Regierung übernehme, und der erste Herrscherakt war der Befehl an den bisherigen Regenten, den Palast nicht zu verlassen. Sodann traf er umfassende Änderungen im ganzen Regierungspersonal. Im Ministerrath soll er folgende Rede gehalten haben: „Ich bin ziemlich jung König geworden. Der Regent besorgte die Geschäfte außerhalb des Palastes; im Innern des Palastes herrschten die Königinnen-Mütter. Bis jetzt habe ich nichts gethan. Nun aber bin ich ein Mann; mein Vater, der statt meiner regierte, ist alt und müde; von jetzt an will ich selbst regieren. Ihr und alle Würdenträger unterstützet mich mit eurem Rath und eurer Einsicht, leitet die Verwaltung mit Weisheit und Gerechtigkeit.“ Zugleich wurden einige heilsame Maßregeln getroffen. Die willkürlichen Steuern wurden beseitigt; der Regent pflegte nämlich, so oft er Geld benöthigte, einfach dem einen oder andern Reichen sagen zu lassen: Gib mir 10,000 Ligaturen, und dann hieß es Gehorsam oder Tod! In Bezug auf die Christen und ihre Stellung sind zwei Dekrete von einiger Bedeutung. Durch das erste behält der König sich das Recht über Leben und Tod vor; die Christen sind demnach in etwa wenigstens den Launen der Mandarinen entzogen; ein zweites verspricht für später die Aufhebung des Verbotes, mit dem bisher die europäischen Waaren belegt sind.

Anderweitig glaubt man, daß die Furcht eines Krieges mit Japan den Sturz des Regenten veranlaßt habe und man erwartet von der neuen Regierung, daß sie die koreanischen Häfen dem auswärtigen Handel öffnen und dem Christenthum Duldung oder freie Bewegung gestatten werde. Inwieweit diese Hoffnungen berechtigt sind, muß die Zukunft lehren. Möge Gott der so schwer bedrängten koreanischen Kirche, die seit ihrem Beginne im Jahre 1784 ein fast ununterbrochenes Martyrium zu bestehen hatte, endlich den heiß ersehnten Frieden gewähren, und möge auch dort das Blut der Tausende von Martyrern eine überreiche Saat begründen!

Es ist wohl gestattet, zum Schlusse die Bemerkung hinzuzufügen, daß die protestantischen Missionsgesellschaften Englands, Deutschlands, Amerika's, kurz der ganzen Welt, bis jetzt noch keine Lust gezeigt haben, in Korea einzudringen, während schon drei katholische Bischöfe und viele katholische Priester dieses Feld mit ihrem Blute befruchtet haben. Wir zweifeln aber nicht, daß, sobald europäische oder amerikanische Schiffe das Leben der Ausländer in den Häfen Korea's sichern, auch Bibelboten sich dort einfinden werden, um „Geschäfte zu machen“. Zu einer Zeit, in welcher die Protestanten ihre Missionen so sehr rühmen und so gerne mit ihrem Heldenmuthe prahlen, ist es sehr belehrend, derartige kleine Vergleiche zwischen den katholischen Missionären, den Nachfolgern der mit der Martyrerpalme gekrönten Apostel, und den beweibten Bibelboten anzustellen. In Madagaskar gingen die Protestanten und kamen die Katholiken, als die Verfolgung begann; in Tongkin und Korea hat sich noch kein protestantischer Sendbote blicken lassen.

Die Mission von Kiangnan im Jahre 1873—1874.

In der vorigen Nummer (S. 169) haben wir die Mittheilung eines ausführlichen Berichtes über die Mission von Kiangnan versprochen; wir kommen diesem Versprechen heute nach und wollen nur wenige Worte zur Erläuterung vorherschicken. Der folgende Bericht wurde am 12. December 1874 von dem Obern der Mission von Kiangnan an den Provinzial der Pariser Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu gerichtet, zu dessen Verwaltungsbezirk die Mission gehört, da sie von Jesuiten der Pariser Provinz versehen wird. Die Hauptresultate des Berichtes haben wir schon jüngst mitgetheilt; die Mission, welche sich über die beiden Provinzen Nganhoei und Kiangsu, zwei der bevölkertsten des chinesischen Reiches, erstreckt, zählte im Jahre 1874 bereits 86,650 Katholiken. Sie ist in die fünf Missionsdistrikte Nangkin, Su-tscheu, Songkang, Newei und Haimen getheilt; die Stadt Schanghai und die in der Nähe derselben gelegenen Anstalten von Si-ka-wei bilden außerdem einen eigenen Bezirk. Im Distrikte Haimen wird ein spezieller Dialekt, in den übrigen Distrikten die sogen. Mandarinensprache gesprochen. Der Superior durchgeht jeden einzelnen Distrikt und berichtet über alle in demselben bestehenden Stationen und Anstalten. Der Bericht selbst ist zwar etwas geschäftsmäßig und trocken gehalten, aber er wird unsern Lesern um so angenehmer sein, als er ihnen einen vollständigen Einblick in die Mission gestattet.

I. Missionsdistrikt Nangkin.

1 europäischer Superior; 19 Missionäre, von denen 16 Europäer, 3 Eingeborene sind; 3526 Christen; Heidenkinder im Laufe des Jahres getauft 1010.

Dieser Missionsdistrikt steht allen anderen in Bezug auf die Christenzahl nach, obgleich er sie an Ausdehnung weit übertrifft. In der That umfaßt er die ganze Provinz Nganhoei und fünf Präfekturen der Provinz Kiangsu, also ungefähr drei Viertel des ganzen Vikariats. Noch vor wenigen Jahren war die christliche Religion in Nganhoei (mit Ausnahme einer kleinen Gemeinde) ganz unbekannt; heute sind hier schon 19 Priester thätig und an mehr als einem Orte trägt der ausgestreute Same bereits reiche Frucht. Die große Ausdehnung dieses Distriktes hat uns veranlaßt, ihn in 4 Sektionen, nämlich in die Mission der Stadt Nangkin, Mission Jang-tschëu, Mission Ning-ko und Mission Ngan-kin einzutheilen.

1. Mission der Stadt Nangkin. 1 europ. Missionär; 1 Knaben- und 1 Mädchenpensionat; 1 Waisenhaus; 433 Christen.

Nangkin, die ehemalige Hauptstadt des Reiches, der aber die gegenwärtige Mandschu-Dynastie seinen alten Glanz nicht wiederverleihen will, erhebt sich allmählich wieder aus den Trümmern, welche im Anfange der sechziger Jahre die Rebellen, die sogen. Langhaarigen, innerhalb seiner Mauern aufgehäuft hatten. Schon seit einigen Jahren sind die Christen wieder dahin zurückgekehrt, nachdem sie beinahe zwölf Jahre in Schanghai oder in Kiangsu als Verbannte gelebt hatten. Durch die Verbannung waren sie natürlich in ihren Vermögenszuständen bedeutend zurückgegangen und nach ihrer Rückkehr nach Nangkin sahen sie sich in dürftiger Lage; indessen sind für sie bereits bessere Tage angebrochen; der liebe Gott, der sie so hart geprüft hat, reicht ihnen jetzt seine hilfreiche Hand und ihre Armuth verschwindet immer mehr. Sie sammeln sich auf's Neue um den Missionär und haben in diesem Jahr mit großem Eifer und entsprechendem Erfolg die Exercitien gemacht [1].

Die Gemeinde von Pehuei vor dem Westthor, die von Kao-kiaomen vor dem Ostthor und die Residenz im Innern der Stadt bilden den ganzen Wirkungskreis des Missionärs; allein wenn sein Arbeitsfeld beschränkt ist, so gewährt es ihm doch manchen Trost. In Pe-huei ist eine große Anzahl Kinder gut unterrichtet in der christlichen Lehre, ihre Frömmigkeit ist eine aufrichtige, und sie gewähren daher die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Kao-kiaomen hat eine sehr fleißig besuchte Kirche, und die Sehnsucht der Gläubigen nach einer Schule wird noch im Laufe dieses Jahres erfüllt werden. Mit der Residenz ist ein kleines Pensionat verbunden, das in diesem Jahre 24 Zöglinge zählte und das uns, wie wir hoffen, bald einige Lehrer und Katechisten liefern wird. Das außerdem noch bestehende Mädchenpensionat ist weniger besucht. Die Schule der Nichtpensionäre zählte 28 Schüler, die alle mit drei Ausnahmen heidnischen Familien angehören, aber durch ihren regen Fleiß und ihr musterhaftes Betragen dem Missionär viel Trost und Freude bereiten. Unsere beiden Apotheken leisten der heidnischen Bevölkerung große Dienste, welche ihre Hochachtung für eine Religion, die zu solchen Werken der uneigennützigen Liebe antreibt, immer mehr steigern. Aber von der Hochschätzung des Christenthums bis zu dessen Annahme ist und bleibt für den Heiden noch ein weiter Weg.

P. Garnier, der Obere des Missionsdistriktes, sprach sich im Monat August über die Mission der Stadt Nangkin kurz also aus: „Im Allgemeinen können wir mit unsern Christen von Nangkin sehr zufrieden sein, und auch unter den Heiden scheint sich von Tag zu Tag ein besserer Geist geltend zu machen, indem sie günstiger und billiger über unsere heilige Religion zu denken beginnen; aber an eine eigentliche religiöse Bewegung unter ihnen ist noch nicht zu denken. So bleiben wir noch immer die traurigen Zuschauer einer Gleichgültigkeit, welche bis jetzt jeglicher Anstrengung getrotzt hat."

2. Mission Jang-tschëu. 4 europ. Missionäre; 3 Stationen: Uho, Jang-tschëu, Tajang; 2 Waisenhäuser; 1219 Christen.

Diese Mission, eine der ausgedehntesten des Vikariates, umfaßt eine Präfektur der Provinz Nganhoei und den mittleren und nördlichen Theil der Provinz Kiangsu, d. h. ein Gebiet von etwa 75 Meilen in der Länge von Nord nach Süd, und von etwa 30 Meilen in der Breite von Ost nach West. Ohne Übertreibung darf die Bevölkerung auf etwa 10 Millionen Seelen angegeben werden.

Die Station Uho, zu welcher die Präfekturen Fung-iang und Siu-tschëu gehören, zählt nur 450 Christen, welche in 17 Dörfern mitten unter einer ungeheuern heidnischen Bevölkerung zerstreut nicht wenigen Gefahren ausgesetzt sind. Mit geringen Ausnahmen wissen aber diese guten Christen den drohenden Gefahren zu widerstehen, indem sie sich eng an ihren Missionär anschließen. Im verflossenen Jahre beliefen sich die Beichten außer der österlichen Zeit auf 567, in diesem Jahre stieg ihre Zahl auf 1104 und die Zahl der Kommunionen auf 1080.

Was die heidnische Bevölkerung betrifft, fehlt es ihr nicht an Gelegenheit, unsere heilige Religion kennen zu lernen. Unsere Kirchen stehen stets auch den Heiden offen; in ihnen aber finden sie eine ganze Reihe von Gemälden, welche die Hauptgeheimnisse darstellen und es fehlt auch nicht an frommen Betern, die bereit sind, deren Sinn und Bedeutung zu erklären. Dann aber wenden sich auch die Missionäre direkt an die Heiden. „So eben habe ich," schreibt P. Gandar, der Missionär dieser Station, am 10. Januar 1874 aus Uho, „eine achttägige Heidenmission in Töu-pu beendet. . . Täglich nach der heiligen Messe nahm ich meinen Katecheten und einen oder zwei der christlichen Dorfvorsteher und begab mich mit ihnen zu einem der benachbarten Weiler. Von meinen Begleitern in die ihnen bekannten einflußreichen Häuser eingeführt, sehe ich bald die ganze Nachbarschaft um mich versammelt. Jeder sucht sich ein Plätzchen und zündet seine Pfeife an. Dann beginne ich das Gespräch auf die Religion zu lenken und bin bald mitten in einem Thema, die weitere Entwicklung desselben überlasse ich aber meinem Katecheten, der seine Sache ausgezeichnet macht. Unterdessen kommt der Thee und es beginnt eine gesellige Unterhaltung über das Vorgetragene; wir lösen ihre Zweifel, suchen die Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich der Annahme des Christenthums entgegenstellen, beantworten ihre Einwürfe. Alsdann verabschieden wir uns, unterlassen es aber nicht, die guten Leute einzuladen, unsere Kirche zu besuchen und deren Gemälde zu betrachten. Nachmittags statten wir einer andern Familie unsern Besuch ab, und es wiederholt sich dann die ganze Scene des Vormittags. Auf diese Weise habe ich während meines Aufenthalts in Töu-pu mit 13 Familien nähere Bekanntschaft gemacht. Die Leute werden dadurch angezogen, suchen uns bald selbst in unserer Wohnung auf und der früher begonnene Unterricht wird dann daselbst oder in der Kirche fortgesetzt." Der Missionsdistrikt von Uho zählt 20 Katechumenen — eine allerdings geringe Anzahl, aber doch immerhin groß genug, um dem Missionär einigen Trost zu gewähren und ihn für seine Mühen und seinen Schweiß in etwa schadlos zu halten.

Zwanzig Stunden nordöstlich von Nangkin, am großen kaiserlichen Kanal, liegt die Station Jang-tschëu mit 321 Katholiken. Zu dieser Station gehören die Präfektur Jang-tschëu selbst und die ungefähr 25 Stunden weiter nördlich am nämlichen Kanal gelegene Stadt und Präfektur Hoei-ngan. Die Katholiken sind durchschnittlich von lebendigem Glauben beseelt und erfüllen mit großer Gewissenhaftigkeit ihre religiösen Pflichten. Die einst so blühende, aber durch den Rebellenaufstand beinahe ganz vernichtete Christengemeinde von Hoei-ngan scheint sich wieder aus ihren Trümmern erheben zu wollen.

---

[1] Zur Vorbereitung auf die österliche Beicht (oder vielmehr auf die Jahresbeicht, da die wenigen Priester nicht alle Beichten der so weit zerstreut wohnenden Christen in der österlichen Zeit hören können) werden in den einzelnen Missionen jährlich die Exercitien gegeben.

Noch in diesem Jahre werden daselbst Schulen errichtet werden, und wenn nicht Alles täuscht, beginnt dort, wie in vielen Orten im Norden des Vikariats, eine neue Ära für unsere Kirche. Für Jang-tschëu hegen wir noch größere Hoffnungen. Im dortigen Waisenhaus werden gegenwärtig 33 Mädchen zu braven und frommen Christinnen herangezogen, welche berufen sind, als Familienmütter zur Ehre des Vereins der heiligen Kindheit, der das Waisenhaus unterhält, dem Christenthume Ansehen und Liebe zu gewinnen und durch ihr Beispiel Viele in die Kirche zu führen.

Die Protestanten machen in Jang-tschëu nicht besonders gute Geschäfte. Nur wenige Heiden schließen sich ihrer Sekte an, und manche von denen, die sich angeschlossen, verlassen sie nachher wieder; von letztern haben sich dieß Jahr einige in die katholische Kirche aufnehmen lassen. Glücklicher als der Missionär von Uho ist P. Grillo, der in seiner Mission von Jang-tschëu 70 Katechumenen zählt und noch auf einen bedeutenden Zuwachs rechnen darf. In der That legen die Heiden der Präfektur Hoei-ngan eine große Achtung gegen unsere heilige Religion an den Tag; nicht Wenige haben uns schon in unserer kleinen Wohnung in der Stadt aufgesucht, um sich im katholischen Glauben unterrichten zu lassen; sie gehören durchschnittlich der wohlhabenden Klasse der Bevölkerung an. Auch eine Einrichtung, die P. Gandar, der Obere der Mission von Jang-tschëu, in's Leben gerufen und die immerhin von kühnem Muthe zeugt, hat schon zu den günstigsten Resultaten geführt. Wir haben nämlich in Jang-tschëu eine Schule, die von 51 Kindern, darunter 37 heidnischen, besucht wird. P. Gandar hat nun bestimmt, daß jedes heidnische Kind, das in unsere Schule aufgenommen werden will, auch vollständig sich an die Schulordnung halte, d. h. daß es außer den ge-



Eine chinesische Fischerbarke [1].

wöhnlichen Schulbüchern auch seinen Katechismus habe und denselben zur festgesetzten Stunde lerne und das Gelernte mit den andern Kindern aufsage, ohne daß es sich jedoch deßhalb verpflichten müßte, die christliche Religion anzunehmen. Trotz dieser Verordnung nimmt die Zahl unserer heidnischen Schüler nicht ab, sondern eher zu. Fünf der talentvollsten Knaben haben sich mit Zustimmung ihrer Eltern taufen lassen; 27 andere, die in den Glaubenswahrheiten gut unterrichtet sind, tragen den Samen des Wortes Gottes auch in den Kreis ihrer Familien.

Im Westen von Nangkin, nicht weit vom rechten Ufer des Jang-tsche-Kiang, liegt die dritte Station Tai-jang. P. Léveillé hat diese Gegend mit unermüdlichem Eifer durchwandert und zwei Christengemeinden gegründet; 50 Katechumenen sind die Frucht seiner apostolischen Thätigkeit. Mitten im Jang-tse-Kiang ist eine Insel, welche an Bevölkerung und Ausdehnung nur der von Tsong-min nachsteht. Noch nie hatte ein Missionär diese Insel betreten und der Name unseres

[1] Die Chinesen bedienen sich für ihre Barken nur höchst selten der sogenannten Riemen; vielmehr thun ein oder mehrere am Hintertheil angebrachte lange Ruder, die oft bis 30 Fuß weit in's Wasser reichen, ganz besondere Dienste zur Weiterbeförderung der Dschunken. Wie P. Helot mittheilt, wird ein mit sechs gewöhnlichen Ruderern besetztes Boot mit Leichtigkeit überholt von einer viel schwereren chinesischen Barke, wofern nur zwei Mann dieses lange Ruder, das man Godille nennt, in Bewegung setzen. Namentlich gegen den Strom leistet es die größten Dienste. Dschunken, die unsere größten Rheinnachen übertreffen, werden von drei oder vier Godillen bequem getrieben, und

Herrn und Heilandes war daselbst vollständig unbekannt geblieben, bis P. Léveillé dort landete. Zwar konnte er auf dieser Insel keine Niederlassung gründen, hatte überhaupt keinen einzigen Katechumen daselbst; aber er bahnte wenigstens für die Verkündigung des Evangeliums die Wege. Nächstens hoffen wir hier einen kleinen Missionsposten errichten zu können, der uns wenigstens für unsern zeitweiligen Aufenthalt auf dieser Insel ein gesichertes Unterkommen bieten wird. Die Stadt Tschen-Kiang, die dem europäischen Handel geöffnet ist, bildet einen Theil des Missionsdistriktes von Tai-jang. Hier wohnt der Prokurator der Mission von Nangkin.

3. Mission Ning-ko. 6 europäische und 2 einheimische Missionäre; 4 Stationen: Ning-ko-fu, Kienpin, Ning-ko-hien, Kwang-ti. 1 Knabenpensionat und 1 Waisenhaus; 1649 Christen.

Diese Mission, welche die Präfekturen Taiping, Ning-ko und Hoei-tschëu umfaßt, enthält vier Stationen, die aber erst in der Bildung begriffen sind. Es sind nämlich erst wenige Jahre her, daß wir diese Gegend dem Christenthum eröffnen konnten, aber die Ernte ist hier reicher als in andern Theilen des Vikariates. 659 Erwachsene haben hier im verflossenen Jahre die heilige Taufe empfangen und zwischen vier- und fünftausend Katechumenen beobachten bereits die Satzungen unserer heiligen Kirche. Die Rundreise, welche Msgr. Languillat im November 1873 durch die Präfektur Ning-ko machte, hat der dortigen religiösen Bewegung einen neuen Anstoß gegeben. Bisher hatte noch kein katholischer Bischof den Boden dieser Gegend betreten. Am 8. November langte der Hochwürdigste Herr in Begleitung des P. Garnier, Superiors des Distriktes von Nangkin, in Ning-ko an. Die Heiden



Die Barke des Missionärs.

sendeten sofort eine Deputation ab, um den Bischof von Kiangnan zu bewillkommnen. Am folgenden Tage — einem Sonntage — stattete dieser um 2 Uhr Nachmittags den Mandarinen seinen officiellen Besuch ab, welcher sofort durch einen Gegenbesuch erwiedert wurde. Für die Visitationsreise selbst stellte der Mandarin von Ning-ko dem Bischof 18 Sänftenträger zur Verfügung. Der Raum gestattet uns nicht, auf die Einzelnheiten dieser Reise, welche Msgr. Languillat selbst einen Triumphzug nannte, näher einzugehen. Christen wie Heiden liefen überall schaarenweis herbei, um den „Herrn der Religion" zu sehen. In Tschu-tong statteten die vornehmsten Heiden dem Bischofe ihre Besuche ab u. s. w. u. s. w. Am 20. November verließ Msgr. Languillat Ning-ko und schiffte sich wieder nach Nangkin ein voll des Dankes gegen Gott, der dieser Mission so viele Beweise seiner barmherzigen Liebe gegeben hat.

Dieses Jahr glaubten die Missionäre ihre besondere Aufmerksamkeit der Errichtung von Schulen zuwenden zu müssen; ist ja der Jugendunterricht von jeher ein Hauptmittel in der Christianisirung aller Länder gewesen. Die Mission von Ning-ko zählt gegenwärtig 22 Schulen mit 337 Schülern; von diesen Kindern gehören nur 39 christlichen Familien an; die übrigen sind Katechumenen.

---

selbst Seeschiffe von 100—200 Tonnen Gehalt haben noch diese Godillen, gewöhnlich 10—15, welche bei Gegenwind oder Windstille vollständig ausreichen. Die Godille wird stetig hin- und herbewegt, ähnlich dem Schwanze des Fisches, und sie ersetzt zugleich das Steuerruder.

Ein großer Theil der Kinder und jungen Leute werden, Dank der guten Erziehung, die sie in den Schulen genießen, für den Geist des Christenthums immer empfänglicher und gereichen den Missionären durch ihre Frömmigkeit und ihre gute Haltung zu großem Troste. Mehrere von ihnen, jetzt schon von einem wahrhaft apostolischen Geiste belebt, versprechen uns, sobald Alter und Verhältnisse es gestatten, sich dem schönen Werke der Heidenbekehrung zu widmen und uns nach Kräften auf unserm apostolischen Eroberungszuge zu unterstützen. — Kurz, diese Mission von Ning-ko, vom Himmel so sehr begünstigt, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen und scheint einer großen, segensreichen Zukunft entgegen zu gehen. Dieses Jahr konnten wir uns in der Stadt Ning-ko wohnlich niederlassen, ohne auf Widerstand von Seiten der Mandarine zu stoßen, ja ich möchte fast sagen, wir thaten es mit deren Gutheißung, ein Umstand, dessen Bedeutung für die Verkündung des Evangeliums nicht zu unterschätzen ist. Noch im Jahre 1863 durften sich bloß zwei Missionäre an der Grenze der Provinz Nganhoei sehen lassen; jetzt sind in der Provinz Nganhoei bereits 18 Missionäre in voller apostolischer Thätigkeit, und von diesen nicht weniger als acht in der Mission Ning-ko. Wir besitzen hier gegenwärtig 19 Kapellen mit ebensovielen bescheidenen Missionärswohnungen, welche letztere theilweise von den reicheren Neophyten geschenkt wurden.

4. **Mission Ngan-kin.** 5 europäische Missionäre, 1 einheimischer; 5 Stationen: Ngan-kin, Tatong, Sanlikiai, Ing-tschang, Kientee; 1 Knabenpensionat; 225 Christen.

Die Mission von Ngan-kin, welche die Präfekturen von Ngan-kin, Tsche-tschëu, Lu-tschëu und Ing-tschëu umfaßt, grenzt im Süden an die Provinzen Kiangsi und Tsche-Kiang, im Norden an die von Schangton und im Westen an die Provinzen von Honan und Hupe. Sie zerfällt in 5 Distrikte mit einer sehr bescheidenen Zahl Christen. Alles ist hier noch im Werden begriffen. Unterdessen haben wir uns gerade in der Hauptstadt der Provinz, in Ngan-kin niedergelassen, was von um so größerer Bedeutung für uns ist, als hier vor zwei Jahren ein Gerichtshof für die Angelegenheiten der Europäer errichtet wurde. Die an diesem Tribunale angestellten Mandarine haben uns schon oft beschützt, und ihre Erlasse sicherten uns in manchen ungünstig gesinnten Gegenden den Frieden und die Ruhe. Wollten die Missionäre an irgend einem entfernten Orte eine neue Niederlassung gründen, so wurden von den Mandarinen vorher Couriere abgeschickt, um uns daselbst einen freundlichen Empfang zu sichern; ja nicht selten sah sich der Missionär sogar von einer Schutzwache umgeben. Daß unsere Residenz in Ngan-kin gegen alle feindliche Angriffe von Seiten der Gelehrten gesichert war, haben wir ebenfalls der wohlwollenden Gesinnung dieser Mandarine zu verdanken; sie haben nämlich an die Ortsbehörden den gemessenen Befehl ergehen lassen, in jeder Weise für die öffentliche Ruhe zu sorgen, jeden Angriff auf uns strenge zu bestrafen und es an den äußern Ehrenbezeigungen, wie sie der Religion und ihren Dienern zukommen, nicht fehlen zu lassen.

Wenn aus dem Gesagten erhellt, daß uns der Schutz dieses Tribunals nicht fehlt, so geht auch daraus hervor, daß wir unsererseits nicht selten in die traurige Nothwendigkeit versetzt werden, diesen Schutz anzurufen. So waren die Missionäre in Ing-tschang vielen Quälereien und selbst feindlichen Angriffen ausgesetzt. Noch heftiger wüthete die Verfolgung in Tong-liëu und Ta-tong; in letzter Stadt wurde das Haus der Schwestern in Brand gesteckt und die Wohnung des Missionärs ausgeplündert. — Mit der Ausbreitung des Evangeliums geht es sehr langsam voran; denn hier wie anderswo ist der Haß und der Abscheu, den das Volk gegen jede ihm fremde Religion äußert, das Haupthinderniß. Die Stadt Ngan-kin weist das Geschenk der christlichen Wahrheit, das ihr angeboten wird, zurück. Bis jetzt zählt unsere Schule für Externe erst 17 heidnische Kinder; eine ziemlich große Anzahl Erwachsener findet sich in unserer Residenz ein, um sich mit unserem heiligen Glauben bekannt zu machen. Ta-tong hat sich selbst der reichlichsten Segensquelle beraubt, indem es das Haus der Schwestern verbrannte und die gottgeweihten Jungfrauen nöthigte, anderswo ein Asyl zu suchen. Sonst gewinnt das Christenthum, diese beiden Städte Ngan-kin und Ta-tong ausgenommen, mit jedem Tag neue Anhänger.

Im Distrikte Kien-tee gibt es sehr eifrige Neophyten. „Dieses Jahr," so schreibt P. Seckinger, „sind der Distrikt von Tong-liëu und der südliche Theil von Kien-tee häufiger von den Missionären besucht worden und schon nächstes Jahr hoffen wir die Erstlingsfrüchte in diesem neuen Weinberge des Herrn einzuernten."

Die Christengemeinde von U-inen im südlichen Theile von Nganhoei befindet sich immer noch in sehr drückenden Verhältnissen; doch ist der Besuch der sonntäglichen Versammlungen durch die Ankunft mehrerer Christen aus Kiangsi und durch mehrere Conversionen im Wachsen begriffen; und so scheinen auch für sie bessere Tage anzubrechen.

In Ing-tschang, dem Distrikte des P. Li, scheinen die Bergbewohner in einem Umkreise von mehreren Stunden geneigt, die christliche Religion anzunehmen. In Tsche-tay und Ho-tschang hatten wir sehr viele Katechumenen; aber die letzte Verfolgung hat sie in großen Schrecken versetzt und wer weiß, ob sie sich jetzt noch bekehren werden? Im Norden der Mission, in Ho-kiëu, haben wir mitten unter einer ganz heidnischen Bevölkerung 20 Christen entdeckt, welche aus Ho-nan stammen.

Das ist der gegenwärtige Stand der Mission von Ngan-kin. Im Schweiße ihres Angesichtes, unter unsäglichen Mühen und Leiden bebauen sechs apostolische Arbeiter diesen Theil des großen Arbeitsfeldes. Oftmals langen diese Missionäre am Abende eines mühevollen Tages in einem armen Dorfe an und suchen da ein Nachtquartier. In einer elenden Herberge, nur nothdürftig gegen Wind und Wetter geschützt, mitten unter Leuten, deren Nähe den natürlichen Menschen nur Ekel verursacht, finden sie daselbst eine Nahrung, zu deren Genuß bloß die äußerste Noth treibt. Ein Bund Stroh in einer Ecke macht ihr ganzes Bett aus; glücklich dürfen sie sich schätzen, wenn sie nicht ganz um die nöthige Nachtruhe kommen. Am folgenden Morgen läßt sich gewöhnlich nirgends ein passender Ort für die Feier der heiligen Messe ausfindig machen; und ohne den Trost des heiligen Opfers heißt es dann weiter zu neuen Arbeiten und Leiden. „Aber," schreibt einer dieser Missionäre, „mögen auch Einige unter der Last der Arbeiten erliegen, Andere werden in die gelichteten Reihen einrücken und die gereifte Ernte einsammeln." Die Missionäre besitzen hier nur wenige Häuser, die zudem in der weit ausgedehnten Mission zerstreut liegen; daher müssen sie fast täglich in heidnischen Wirthshäusern ein Unterkommen suchen. Ein derartiges Leben ist hart und schmeichelt gar wenig der verdorbenen Natur, aber im Lichte des Glaubens betrachtet ist es kostbar und so recht dem Opfermuthe entsprechend, der das Herz des Apostels erfüllen muß. Das Kreuz begleitet ihn ja auf allen seinen Schritten; das Opfer erwartet ihn, wohin er auch seine Blicke wenden mag; Kreuz und Opfer aber sind unter den heidnischen Völkern der fruchtbare Samen des Christenthums. — Das Gesagte dürfte genügen, um einen Einblick in die Mission von Nangkin zu bieten.

II. Missionsdistrikt Su-tseu.

Ein europäischer Superior, 8 Missionäre, von denen 3 Europäer und 5 Eingeborene sind; 17,625 Christen; Heidenkinder im Laufe des Jahres getauft 2033; 3 Knaben- und 2 Mädchen-Pensionate.

Dieser Distrikt umfaßt acht Missionen: Su-tseu, Westl. Kiang-in, Östl. Kiang-in, Tsang-tseu, U-si, Tsang-kin, Tsang-ro, Kweng-se. Wir haben hier drei verschiedene Klassen von Gläubigen, deren jede ihre besondere Arbeit fordert; es sind dieses die alten Christen, die Fischer und die Neophyten.

Die **alten Christen** finden sich am zahlreichsten in den Missionen Su-tseu und Tsang-ro. Im Allgemeinen sind sie recht eifrig und gut unterrichtet; sie haben ihre Kirchen, feiern ihre Feste und sehen oft ihre Missionäre.

Die Fischer, welche den Hauptbestandtheil der Missionen von U-si, Kweng-se und Tsang-ro ausmachen, führen ein Nomadenleben. Sie haben meistens keine andere Wohnung als ihre Fischerbarken und fahren mit diesen dorthin, wo sich ihnen Hoffnung auf einen guten Fang bietet. Viele von ihnen sind auch nur dem Namen nach Fischer und benutzen ihre Barken zum Transport von Personen oder von Waaren. Es war also nicht möglich, diese Fischer bei ihrer unsteten Lebensweise bestimmten Pfarreien zuzuweisen; um aber dennoch einige Ordnung hinein zu bringen und sie leichter vereinigen zu können, haben die Missionäre sie in Congregationen eingetheilt und benennen diese nach dem gewählten Schutzpatron. So bestehen in U-si acht Congregationen, vom hl. Joseph, vom hl. Johannes u. s. w., in Kweng-se haben wir deren fünfzehn, und in Tsang-ro zwei. An einem bestimmten Sonntag im Monat, dann bei den vier Hauptfesten, zur Mission und endlich noch bei einigen andern Gelegenheiten haben diese Congregationen allgemeine oder besondere Versammlungen und bei dieser Gelegenheit sind die Communionen stets zahlreich. Diese Versammlungen benutzt der Missionär auch, um die Geschäfte dieser nomadisirenden Christengemeinden zu ordnen, Schulen einzurichten, für alle geistigen Bedürfnisse seiner Heerde, die sich gleich darauf wieder nach allen vier Winden zerstreut, zu sorgen, und ihnen den nächsten Versammlungstag und Ort zu bestimmen. — Die Fischer von Su-tseu zeichnen sich in ganz besonderer Weise durch die Einfachheit ihrer Sitten und ihren kindlichen Gehorsam aus. Von den Städten und deren Sittenverderbnissen bleiben sie ferne und bewahren so jene Unschuld des Lebens, die ihnen den Zutritt zum Reiche Gottes so sehr erleichtert. Wie überaus glücklich fühlt sich der Missionär mitten unter diesen einfachen Leuten, die jedes seiner Worte hochachten und deren Herzen in so warmer, aufrichtiger Liebe ihm entgegenschlagen!

Die Distrikte von Kiang-in und Tsang-tseu zählen über 4000 Christen, von denen fast alle Neophyten sind. Da diese erst seit einigen Jahren die heilige Taufe empfangen haben, so muß ihnen der Missionär seine volle Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwenden, um alle jene Gefahren, denen die Neubekehrten ausgesetzt sind, in wirksamer Weise von ihnen fern zu halten. Aus demselben Grunde sind auch mehrere Katechisten unter ihnen thätig; man gab ihnen die heiligen Exercitien, und bereits sind auch an vielen Orten Schulen errichtet. Kurz, es wird Alles aufgeboten, um diese junge Heerde, die sich in den Schafstall Christi geflüchtet hat, gegen jegliche Nachstellung des Wolfes sicher zu stellen. Leider findet der Missionär in mehreren dieser Christengemeinden nicht einmal eine entsprechende Räumlichkeit vor, wo er die heilige Messe feiern und die Christen am Sonntage versammeln könnte. Ja, diese Christen sind so arm, daß sie nicht einmal die Ausgaben für den Unterhalt eines Missionärs bestreiten können. „In den beiden Distrikten von Kiang-in," schreibt P. Debrix, „müssen nicht weniger als 24 Kirchen erbaut werden, 12 im östlichen und 12 im westlichen Theil der Mission, wenn man hier, wie anderswo, den Christen Gelegenheit bieten will, sich Sonntags in einem anständigen Gotteshause zu versammeln. P. Royer zählt in seinem Distrikte Tsang-tseu wenigstens sechs Christengemeinden, die noch keine Kirche besitzen und sehr darnach verlangen. Aber woher die nöthigen Geldmittel sich verschaffen, um ein Unternehmen zu realisiren, von dessen Nothwendigkeit wohl Jedermann überzeugt sein dürfte?"

Das Gebiet von Kiang-in ist im ganzen südlichen Kiang-su am reichsten an Katechumenen. Katechistinnen, von wahrem apostolischem Eifer beseelt, ziehen hier von Dorf zu Dorf, um die Neophyten zu unterrichten. Allerdings haben die Unruhen, welche im Monate Mai in Shang-hai ausgebrochen sind [1], dem Werke der Heidenbekehrung nicht wenig Schaden zugefügt. Die umlaufenden Gerüchte, daß demnächst sämmtliche Kirchen zerstört und die Europäer und Christen niedergemetzelt würden, waren in der That nicht geignet, die Heiden für die christliche Religion zu begeistern. Immerhin ist unter der heidnischen Bevölkerung der Zug zum Christenthum, wenn auch geschwächt, doch nicht ganz aufgehoben. In den beiden Missionen von Kiang-in wurden im verflossenen Jahre 302 Erwachsene getauft, und P. Royer hatte noch den Trost, in seinem Distrikte Tsang-tseu 167 Katechumenen in den Schooß der katholischen Kirche aufzunehmen.

[1] Vgl. oben S. 105.

III. Missionsdistrikt Song-kang.

Ein europäischer Superior, 2 europäische und 6 einheimische Missionäre; 23,581 Christen; Heidenkinder im Laufe des Jahres getauft 4406; 1 Knaben- und 3 Mädchen-Pensionate, 1 Waisenhaus.

Der Distrikt schließt acht Missionen ein: Song-kang, Tsükien, Tinlin, Tinpu, Sekien, Mo-kiao, Tsipao und Kabin.

Zum größeren Theile enthält dieser Missionsdistrikt alte Christen, unter ihnen über 3000 Fischer, von denen drei Viertel zur Mission Tsinpu gehören. Wie diejenigen von Su-tseu sind auch sie durchschnittlich recht eifrige Christen, ausgezeichnet durch die Einfachheit und Reinheit ihrer Sitten. Unter ihnen findet sich eine Familie, genannt Liö, deren jetziges Haupt Liö-in-tsen, der Vorsteher der Christengemeinde von Talekiao, nicht nur ein sehr gescheidter Mensch, sondern vor Allem ein wahrer Apostel ist. Die Gemeinde von Talekiao verdankt ihm ihr Wachsthum und ihre Blüthe; mehr als 150 heidnische Fischer sind theils durch seine Ermahnungen, theils durch sein Beispiel und seine Dienstfertigkeit für das Christenthum gewonnen worden. Alle Fischer ohne Ausnahme wenden sich stets in allen ihren Schwierigkeiten an ihn, und er rechnet es sich zur Pflicht, zu helfen, wo und wie er kann, in körperlicher und geistlicher Beziehung. Seine Frau besitzt einen gleichen Eifer; während sie ihrem Handel nachgeht, findet sie Gelegenheit, die sterbenden Heidenkinder zu taufen, und eine gute Anzahl heidnischer Frauen und Mädchen verdanken ihrem Eifer, daß sie in den christlichen Lehren unterrichtet wurden und die heilige Taufe empfangen konnten.

Die Fischer vom See Ta-hu, einem prächtigen Binnensee von etwa 80 Stunden im Umfang, gehören zur Christengemeinde von Tsehaong, das am Ufer des bedeutend kleineren Sees Tie-se-hu liegt und vom Ta-hu etwa acht Stunden entfernt ist; daher können sie nur fünfmal im Jahr regelmäßig bei der Kirche sich einfinden, nämlich an den vier großen Festen und an Mariä Verkündigung, dem Patronatsfeste ihrer Congregation. An diesen Tagen sind sie sicher, den Superior der Mission oder dessen Stellvertreter anzutreffen, und sie können mit ihm alle ihre kleinen Angelegenheiten ordnen. Sonst bringen sie ihr ganzes Leben auf dem Ta-hu zu, da ihre großen schwerfälligen Zweimaster ihnen nicht gestatten, die kleinen Kanäle zu befahren und mit den Bewohnern des Landes in Verbindung zu treten. Dieser Isolirung verdanken sie aber auch die Reinheit ihrer Sitten; treu in den Übungen ihrer heiligen Religion, bewahren sie bis zum Tode die ihnen angeborene Einfachheit und verlassen diese Erde mit der zuversichtlichen Hoffnung, den Himmel einzutauschen.

Auch die andern Christen entsprechen, wenn wir von einigen in den Städten wohnenden Familien absehen, den Sorgen und Mühen der Missionäre, und die 47,186 Kommunionen, welche wir in diesem Jahre in der Mission von Song-kang außer den Osterkommunionen zählten, zeigen genugsam, daß unsere Christen den Gebrauch der heiligen Sakramente nicht vernachlässigen. Besonders in den Missionen Tsinpu, Sekien, Mo-kiao und Tsipao zeichnen sich die Gläubigen durch ihren Eifer aus. Nicht wenig trägt aber dazu die Wallfahrt Mariahilf in Sose bei, deren Besuch in den letzten Jahren ungemein zugenommen hat [1]. Auch der Umstand ist dabei von Wichtigkeit, daß dem Wunsche der Missionäre entsprechend die Christen sich immer

[1] Die Gründung der Wallfahrt Mariahilf zu Sose und die Einweihung der neuen Wallfahrtskirche haben wir schon früher erzählt. 1873 S. 89 ff.

mehr daran gewöhnen, den ersten Sonntag des Monats in den größeren Christengemeinden sich einzufinden, wo sie sicher sind, an diesem Tage einen Priester zu treffen.

In der Mission Tsükien, in welcher die Taufe von Erwachsenen früher sehr selten war, hat P. Kien, ein chinesischer Pater, durch seinen Eifer 47 Heiden zur heiligen Taufe vorbereitet und in die Kirche aufgenommen.

Im ganzen Missionsdistrikt haben wir dieses Jahr 20 Schulen mehr als im vorigen Jahre; dieselben werden von 466 heidnischen Schülern besucht. (Fortsetzung folgt.)

Eine Fußreise in Japan [1].

IV. Matsetschima.

Donnerstag, 6. Juni. Sendai liegt nicht am Meere; seine Hafenstadt ist das 4—5 Stunden entfernte Tschiogama, ein Ort von 1300 Seelen am Ende der Bai von Matsetschima, zwischen zwei hübsch bewaldeten Hügeln gelegen. Eine Treppe von 230 Stufen führt auf eine Anhöhe, auf welcher sich in einem dunkeln Sephiswald eine Mija oder sintoistische Pagode erhebt. Von Tschiogama bis nach Matsetschima sind noch drei Stunden. Die Bai erweitert sich langsam; an den beiden Ufern erheben sich schöne, grüne Hügel; bald gelangt man zwischen die Inseln, deren Zahl und Gestalt die Bai von Matsetschima zu einem der schönsten Punkte der Welt machen. Man zählt nicht weniger als 808 kleine Inselchen, die mit Gesträuch und Bäumen bedeckt, durch ländliche Brücken verbunden ein buntes Labyrinth hervorzaubern. Wer weiß, wie sehr die Japanesen es lieben, in ihren Gärten Teiche und Bäche mit Inselchen und Brückchen anzubringen, der begreift, weßhalb ihnen nichts über die Bai von Matsetschima geht; Matsetschima ist für sie ein herrlicher Park im nationalen Stil. In der That aber dürften sich auch wohl nur wenige Gegenden der Welt mit dieser Bai messen, wenn an einem schönen Juniabend die untergehende Sonne zwischen diesen Inseln spielt.



Matsetschima.

Matsetschima selbst ist nur ein Weiler von kaum 30 Häusern; seit der Absetzung seines Fürsten hat es alle Wichtigkeit verloren; zerfallende Theehäuser sind die einzigen Zeugen seiner früheren Bedeutung. Man spricht davon, bei der Revision der Verträge den Hafen von Matsetschima dem europäischen Handel zu eröffnen. Ich weiß nicht, was der Handel dabei gewinnen könnte; der Hafen selbst ist unbedeutend, dazu auch zur Zeit der Ebbe ganz unzugänglich, und die einzige bedeutende Handelsstadt Sendai ist noch 6 Stunden entfernt. Ich begreife recht wohl den Wunsch und hege ihn auch selbst, daß das ganze Land sich öffne, aber wer den Hafen von Matsetschima für einen dem europäischen Handel günstigen Punkt hält, der dürfte sich wohl täuschen.

Eine 3—400 Meter lange Cedern-Allee führte uns zu einer berühmten buddhistischen Pagode, dem Dsuigan-Dschi. Die im Park zerstreuten Wohnungen der Bonzen sind elende Hütten, die zerfallen; auch die weitschichtigen Gebäulichkeiten der Pagode beginnen dem Einsturz zu drohen, da keine Mittel zu ihrem Unterhalt vorhanden sind; keiner pilgert mehr hierhin und Niemand bringt mehr den hiesigen Bonzen seine Almosen. Das Gebäude ist nicht ohne Kunstgeschmack aufgeführt. Einer unserer Führer, der in der buddhistischen Mythologie bewandert war, erzählte uns die Geschichte eines Seitengemaches. Dasselbe wurde von dem berühmten Hidaridschingu aus einem einzigen Baumstamm mit einer solchen Geschicklichkeit ausgehauen, daß sein Meister aus Furcht, er möge von seinem Lehrling übertroffen werden, ihm die rechte Hand abhieb. Allein diese Maßregel war umsonst; der kluge Hidaridschingu machte sich mit der linken Hand ein paar Flügel und flog in den Himmel.

Da ich einmal auf die Bonzen und ihre Pagoden gekommen bin, lassen Sie mich einige Worte über die Religionen und Sekten der Japanesen hinzufügen; ich will mich aber auf den Sintoismus und den Buddhismus beschränken.

Die Sintoreligion oder die Verehrung der Geister ist

[1] Vgl. oben S. 100.

die älteste, und man kann sagen die nationale Form des japanesischen Heidenthums, denn unter den verschiedenen Namen Japans finden wir auch „Sin-Koku“, d. h. Vaterland der Kamis oder Geister. Unter den Kamis oder Sin versteht man fabelhafte Helden, deren Zahl auf acht Millionen angegeben wird. Der erste von ihnen war Kuni-toko-katschi, welcher, gleich nachdem Himmel und Erde sich getrennt hatten, als Binsengewächs aus der noch ungestalten Materie emporsproßte. Die himmlischen Geister werden als aus sich selbst entstanden angesehen, während die irdischen Geister von den beiden Urprinzipien In und Jo abstammen. Unter die Kamis hat man dann später auch geschichtliche Personen der Vorzeit, die sich durch ihre Tugenden oder Heldenthaten auszeichneten, aufgenommen.

Das natürliche Oberhaupt der Sintoreligion ist der Mikado, weil er ja von den Kamis abstammen soll. Man erinnert sich, daß vor wenigen Jahren noch der Minister des Auswärtigen, Iwakura, den europäischen Diplomaten auf ihre Reclamation zu Gunsten der Christen erwiederte, die Christen seien die geschworenen Feinde des Mikado, da sie ihn nicht als Abkömmling der Götter und als Gott anerkännten und verehrten[1]. Seither haben die Ereignisse diesen scheinbaren Einwand gegen die Christen den japanesischen Ministern entzogen. Ehemals mochte man das Volk glauben machen, der Sohn des Himmels (der Mikado) sei ein außerordentliches Wesen, das mit den Geistern in Verbindung stehe; der Mikado war ja stets unsichtbar und es hielt nicht schwer, dem Volke alles Mögliche über



Sintoistische Pagode zu Tschiogama.

ihn aufzubinden. Gegenwärtig aber zeigt sich der Mikado offen vor seinen Unterthanen und seine Minister werden ihn wohl jetzt nicht mehr für einen Göttersohn auszugeben wagen.

Aber lassen wir die politische Seite des Sintoismus. Diejenigen, welche diese Religion ganz rein zu bekennen behaupten, begnügen sich, die Kamis zu verehren, aber ohne jegliches äußere Zeichen der Andacht; sie beten weder im Geist noch in der Wahrheit an und haben im Grunde gar keine Religion. Andere, die weniger rigoristisch sein wollen, besuchen die Mija (die Sinto-Tempel), hören auch die Predigten der Bonzen und befolgen noch andere äußere Übungen, aber daß sie besser und ehrlicher seien, als die obengenannten, läßt sich darum nicht behaupten. Unter den Ceremonien der Sintoisten gibt es viele anstößige. Als im Mai 1870 das erste Fest zu Ehren der Vorfahren des Mikado in den Straßen von Jokohama gefeiert wurde, scheute man sich nicht, eine solche Menge von unzüchtigen Gegenständen dabei auszustellen, daß die europäischen Gesandten dagegen reclamirten und für die Folgezeit sich dergleichen verbaten. Die Regierung hat diesen Protest später stets berücksichtigt.

Der **Buddhismus** hat ebenfalls in Japan viele Anhänger; er soll bereits mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt in Japan Eingang gefunden haben; aber mag dieß wahr oder falsch sein, sicher ist, daß er, von China aus importirt, sich einer

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1873 S. 105.

raschen Ausbreitung erfreute. Die buddhistischen Bonzen waren stets sehr mächtig und unter der Regierung der Taikune war der Buddhismus sogar gewissermaßen Staatsreligion. Die Taikune nämlich suchten das Ansehen des Mikado zu untergraben und konnten dieß nicht besser, als indem sie die Sintoreligion, deren natürliches Haupt der Mikado ist, in Vergessenheit zu bringen sich bemühten. Die Politik gelang ihnen auch; der Mikado war kaum mehr bekannt, die Taikune regierten unumschränkt, als ein plötzlicher Umschwung eintrat (1868). Der Buddhismus ist jetzt nicht mehr in der Mode und verliert täglich an Terrain. Seitdem der Mikado die Zügel der Regierung wieder ergriffen hat, sind die Bonzen zahllosen Quälereien ausgesetzt. Alle Güter der Pagoden wurden confiscirt [die japanesische Regierung studirt ja die höhere Politik bei unsern liberalen europäischen Regierungen, welche die Confiscation oder wie man es lieber nennt Säcularisation der den religiösen Genossenschaften gehörigen Güter schon lange betreibt. A. d. R.] und ein Theil der Tempel zerstört, ein Theil in Sinto-Heiligthümer umgewandelt. Die Bonzen sind großentheils gewaltsam vertrieben worden, andere haben freiwillig die Pagoden verlassen, und die wenigen, die noch geblieben sind, leben sehr kümmerlich von den geringen Almosen, die sie noch hie und da erhalten. Soeben vernehme ich, daß einige Sekten ganz abgeschafft und die Bonzen, welche etwas verstehen, zur Übernahme weltlicher Aemter aufgefordert wurden. Die Diener der Sintoreligion wachsen im nämlichen Grade an Ansehen und Einfluß, als die buddhistischen Bonzen daran verlieren; zum Danke dafür bemühen sie sich denn auch, ihren Lehren unter dem Volke Eingang zu verschaffen. Nicht ohne ein gewisses Bedauern sieht man hier die Buddhistentempel verfallen; viele von ihnen sind Meisterwerke der Baukunst, eine wunderbare Aufhäufung von Statuen und Steinblumen, Blättern und Bäumen von wahrhaft guter und sorgfältiger Arbeit; aber vor dem augenblicklich herrschenden Vandalismus findet Nichts Gnade.

Buddhismus und Sintoismus sind die einzigen vom gewöhnlichen Volke geübten Arten der Götterverehrung. Die Andachtsübungen sind sehr einfacher Natur. Man wirft zuerst einige Sapeken in den Opferstock und klatscht in die Hände, um die Götter aufzuwecken oder aufmerksam zu machen; dann reibt man die Hände und murmelt dazu Gebetformeln, die Niemand versteht. Der größere Theil der Japanesen gibt nie ein äußeres Zeichen seiner Religion; zu diesen gehören fast ausnahmslos die Gelehrten, dann die, welche sich rühmen, chinesische Schriften zu lesen, endlich die Offiziere und alle irgendwie hervorragende Personen. Alle diese sind Atheisten und jeder hat seinen eigene Sittenlehre. Da aber die Japanesen durchgehends ein gewisses moralisches Ehrgefühl haben, bewundern sie die Moral und die erhabenen Dogmen des Christenthums und lassen uns hoffen, daß die katholische Kirche in nicht gar zu ferner Zeit viele Anhänger unter ihnen zählen wird.

Zum Schlusse darf ich wohl behaupten, daß die Japanesen gar keine eigensinnige Anhänglichkeit an ihr Heidenthum und noch weniger Abneigung gegen das Christenthum besitzen, daß es daher durchaus unrichtig ist, wenn man behauptet, die Gestattung der Gewissensfreiheit werde in Japan einen Aufruhr hervorrufen. Nur die augenblickliche Regierung hat diese durchaus irrigen Ansichten verbreitet, um dadurch ihre barbarische Grausamkeit gegen die Christen zu entschuldigen.

Da sind wir weit von Matsetschima umhergeschweift, kehren wir rasch zurück, um über einen verwandten Gegenstand noch ein Wort zu sagen. Rings um den Ort findet man zahlreiche, in den Felsen gehauene Grotten, die als Gräber gedient haben, sowie auch viele alte Grabsteine. Auch in Japan existirt nämlich eine gewisse Verehrung der Todten, indessen ist diese nicht so verbreitet und nicht so abergläubisch, wie in China, und das Christenthum dürfte nur wenig in dieser Beziehung zu verbieten haben. Gleich nach dem Tode wird der Leichnam in einen viereckigen Sarg gelegt und von einem Bonzen, der ein Glöckchen schwingt und Gebetsformeln murmelt, zu Grabe geleitet. Indessen sind auch Begräbnisse ohne Bonzenbegleitung durchaus nicht selten. Im Allgemeinen bemerkt man auf den Zügen der die Leiche begleitenden Verwandten und Freunde kein Zeichen der Trauer. Weil in Japan die Verbrennung der Leichen gestattet ist, findet sich neben jedem Friedhof eine Steinhütte, in welcher man den Scheiterhaufen errichtet; die Asche wird dann in eine Urne gesammelt und diese in einer Grube beigesetzt. Die Familien der Verstorbenen pflegen die Gräber gut zu besorgen. Blumen und Wohlgerüche bilden außer dem Grabstein, der meist in chinesischer Schrift den Namen, den Stand und die Tugenden des Verstorbenen angibt, die gewöhnlichen Ehrengaben. An den jährlichen Gedächtnißtagen besucht die ganze Familie die Gräber ihrer verstorbenen Glieder und ein Festmahl, an dem die Kinder und Anverwandten theilnehmen, wird zum Besten gegeben.

Auf einem Inselchen, das nur durch einen ganz schmalen Kanal von Matsetschima getrennt ist, liegt eine kleine Pagode, die wir den Todtentempel nannten, weil unzählige Gräber sie umgeben. Der Bonze, welchem die Obhut über dieses „Heiligthum" anvertraut war, stellte uns seine bescheidene Wohnung zur Verfügung; es war dieß eine wahre Wohlthat für uns, weil der Schatten der Fichten uns gegen die brennenden Sonnenstrahlen nicht genug zu schützen vermochte. Der Bonze stellte tausend Fragen an uns über die Gebräuche Europa's und wir benutzten diese Gelegenheit, um mit ihm über die Religion zu sprechen. Es hielt nicht schwer, ihm die Falschheit des Buddhismus nachzuweisen. „Dann muß ich ja alle Statuen des Tschaka in's Wasser werfen," meinte er, „wenn es nur einen Gott gibt." „Allerdings," erwiederte ich, „und ich hoffe auch, daß mein Gott dir die Gnade gibt, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen." Leider gestattete mir die Zeit nicht, dieses Religionsgespräch lange fortzusetzen; ich glaube jedoch, daß sich auch unter den Bonzen manche Bekehrungen machen ließen, wenn wir uns nur frei im Lande bewegen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Annam.

Msgr. Puginier, apostol. Vikar von West-Tongkin, schreibt uns am 1. Mai 1875 aus Ha-Noï:

„Da ich Ihr Interesse für die so hartgeprüften tongkinesischen Christen kenne, sende ich Ihnen einige Nachrichten über ihre jetzige Lage. Als ich am 6. Januar d. J. nach achtmonatlicher Abwesenheit von Saigon in meine Mission zurückkehrte, strömten die Missionäre, die einheimischen Priester und die Christen von allen Seiten mir entgegen, um mich zu bewillkommnen. Einen solchen Empfang hatte ich nicht erwartet, und unsere beiderseitige Freude würde vollkommen gewesen sein, wäre nicht die Erinnerung an das eben erlittene Unglück dazwischen getreten. Allein das Elend, das meine Christen noch zur Schau trugen, und die frischen Narben, welche ich an vielen bemerkte, machten mir ihren Anblick recht schwer. Sie kamen zu mir in der Hoffnung, von mir zu hören, daß ihnen Gerechtigkeit werde zu Theil werden, allein alle meine Schritte hatten dieses Resultat nicht erzielen können; ich weiß bis zu diesem Augenblick noch nicht, ob sich die französische Regierung entschließen wird, von den Annamiten die Bestrafung der Mörder unserer Priester und Christen und Schadenersatz für die zerstörten Häuser und Dörfer zu verlangen.

Die zerstreuten Christen haben endlich in ihre alten Dörfer zurückkehren dürfen, aber ihr Elend ist noch recht groß. Neun Zehntel von ihnen haben noch keine Häuser, sie wohnen zu drei oder vier Familien in schlechten Baracken, die kaum vier bis fünf Quadratmeter groß sind. Ich habe große Almosen vertheilt und es ist mir doch nicht gelungen, alle Unglücklichen zu unterstützen, von denen die Meisten nichts mehr als ihre Hände besitzen, um sich den täglichen Unterhalt zu erwerben. Vieh, Ackergeräth, Werkzeuge, Alles ist ihnen genommen worden. Eine Theuerung hat noch das allgemeine Unglück vergrößert; die Reisernte des Jahres 1874 war im Allgemeinen schlecht und an vielen Orten ganz verloren; dazu legen die Steuern und Frohnarbeiten den Leuten eine schwere Last auf; sogar die reichen Heiden können kaum ihre nothwendigen Feldarbeiten verrichten. Es wäre nicht mehr als billig gewesen, die von den Gelehrten zerstörten und geplünderten Christendörfer von der Steuer zu befreien; aber man verlangt von ihnen Steuern und Frohnarbeiten, wie von den Dörfern, die nichts gelitten haben. Allerdings besitzen sie nichts, um zu bezahlen; aber das kümmert die Beamten nicht; wer nicht zahlt, wird eingesperrt.

In diesem Augenblick wüthet die Hungersnoth in 700 Christengemeinden meines Vikariates und zwar in einigen auf eine schreckliche Weise. Mehrere Priester schreiben mir, ihre Pfarrkinder seien so von allen Kräften entblößt, daß sie kaum oder gar nicht mehr stehen könnten; manche haben in zehn Tagen nicht ein Körnchen Reis gesehen. Daher sterben denn auch viele vor Hunger; man zählt sie täglich nach Hunderten. Ich habe einen Priester ausgesendet, um auf den Straßen die sterbenden Christen aufzusuchen, damit sie wenigstens die Tröstungen der heiligen Religion vor ihrem Hinscheiden empfangen. In Europa weiß man kaum, was eine Hungersnoth ist; in Tongkin, einem Lande, das bisher sich gegen das Ausland abgeschlossen hielt und eine sehr dichte Bevölkerung hat, ist diese Plage nicht eben selten.

Als wenn unsere Christen noch nicht unglücklich genug wären, machen sich die Mandarine ein Vergnügen daraus, sie noch mehr zu quälen. Aus mehreren Provinzen theilt man mir in diesen Tagen mit, daß eine allgemeine Zählung der Christen angeordnet sei und daß in den betreffenden Schriftstücken die früher üblichen Schmähungen gegen die christliche Religion sich wieder finden. Der neue Vertrag untersagt zwar diese Schmähungen, wie er auch die speciellen Zählungen der Christen verbietet. Aber die annamitische Regierung scheint sich schon jetzt, nachdem der Vertrag kaum unterschrieben ist, nicht mehr um seine Bestimmungen zu kümmern. Diese Zählungen aber sind um deßwillen so verhaßt, weil das Ganze stets auf eine größere oder geringere Geldsumme hinausläuft, die den Mandarinen und ihren Gehilfen zu bezahlen ist.

Wir sind allerdings nicht mehr in einer Zeit der offenen Verfolgung, welche den Missionären die Hoffnung des Martyriums eröffnete, aber wir haben auch noch einen weiten Weg zu machen, bis wir volle Religionsfreiheit erlangen. Wir würden Unrecht thun, wollten wir uns über diese kleinen Quälereien beklagen in einer Zeit, in welcher unser heiliger Vater so Schweres erduldet; ich habe aber auch nicht beabsichtigt, eine Klage auszusprechen, sondern nur Ihnen unsere jetzige Lage darzulegen, damit Sie in Ihren Gebeten uns nicht vergessen.

Im Anfange dieses Briefes sprach ich von Christen, die noch an ihrem Leibe die Beweise der eben beendeten Verfolgung tragen. In der That habe ich eine große Menge dieser tapferen Bekenner gesehen und zwar von allen Altersklassen, Kinder vom zehnten Jahre an, Jünglinge, Männer, Greise. Den Einen haben die Gelehrten die Nase oder die Ohren abschneiden, Anderen die Hände oder Füße brechen, noch Andere so verstümmeln lassen, daß sie für ihre Lebenszeit arbeitsunfähig sind. Sie stellten sich mir gruppenweise vor, weil sie wußten, daß ich sie mit einem besonderen Almosen bedenken würde, und wirklich konnte ich Jedem drei Ligaturen (d. h. drei Franken) geben, wie denn auch die Frauen und Kinder, deren Männer, beziehungsweise Väter, ermordet worden waren, eine größere Gabe empfingen. Alle Plünderer und Mörder sind unbestraft geblieben, die Hauptanführer haben sogar noch besondere Auszeichnungen und Belohnungen vom König empfangen, dagegen wurde den Christen nichts zurückgegeben und ihre Güter sind noch theilweise in den Händen ihrer Räuber.“

Aus dem Vikariat Süd-Tongkin theilt uns Msgr. Gauthier zwei Tabellen mit, welche uns in dürren und nackten Zahlen erzählen, was die Christen seiner Mission in der letzten Verfolgung zu erdulden hatten. Die erste, zusammengestellt am 7. December 1874, gibt uns die Verluste der einzelnen Pfarreien; die zweite, aufgestellt am 1. November, gibt uns die Anzahl der in Folge der Plünderung von der Mission zu ernährenden Personen und die monatlichen Kosten.

I.

Name der Pfarrei.	Anzahl der zur Pfarrei gehörigen Christengemeinden.	Anzahl der Christen der Pfarrei.	Anzahl der Christen, deren Häuser verbrannt wurden.	Lebendig verbrannte oder sonst ermordete Christen.	Christen, die vor Hunger und Elend starben.	Werth der zerstörten und geplünderten Gegenstände. Franken.
Dong-Thanh . .	30	3500	3500	622	158	305,904
Quinh-Lau . .	24	4500	3000	415	145	196,279
Hoi-Jen . . .	16	2700	2700	91	62	113,926
Nam-Duong . .	13	2000	2000	189	161	95,308
Than-Xujen . .	18	1600	1600	220	19	33,254
Quan-Lang . .	7	650	650	97	7	21,418
Tho-Ki . . .	13	2700	2000	84	238	63,818
Huong-Son . .	15	2500	2500	215	200	70,538
Tho-Hoang . .	13	1600	840	28	40	10,770
Toai-Le . . .	15	800	300	49		34,013
Cua-Lo . . .	10	2912	1500	33	52	19,571
Hung-Ngujen .	23	4000	1000	3	178	33,254
Mi-Du . . .	9	700	600	6	83	19,792
Ke-Nim . . .	22	3800	1000	6		17,730
Summa: 14 Pf.	228	33962	23190	2058	1343	1,035,575

II.

Monat d. J. 1874:	Zahl der ernährten Christen:	Monatliche Ausgabe:
März	820	2240 Fr.
April	1860	4840 „
Mai	3620	9420 „
Juni	4730	11600 „
Juli	860	3042 „
August	7400	16030 „
September	7630	16300 „
October	7670	16400 „
Außerdem vertheilt in verschiedene Pfarreien:		12980 „
		92852 Fr.

Daß ein so bedeutendes Almosen die Finanzen der Mission erschöpft, ist selbstverständlich. „Trotz aller Sparsamkeit,“ schreibt Abbé Dieuf, der Procurator der Mission, „habe ich von dem ohnedieß kärglichen Unterhalt unserer Zöglinge noch etwas abziehen müssen, um die Kosten für die Christen bestreiten zu können. Dennoch war ich im Juli dem Ende meiner Mittel so nahe, daß ich nur mehr für die Kranken und Schwachen sorgen konnte und die Übrigen zum Betteln in die Heidendörfer aussenden mußte. Allein als ich sah, daß auf diese Weise sehr Viele vor Hunger sterben würden, nahm ich die gewöhnlichen Vertheilungen wieder auf, indem ich eine ziemlich bedeutende Summe von verschiedenen Personen zusammenborgte und Alles der Vorsehung überließ.“

Afrika.

Madagaskar. Einem Privatbriefe des hochw. P. Bregère an seine Familie entnehmen wir Folgendes über seine Thätigkeit unter den Aussätzigen. Der Brief ist datirt aus Namehama, Januar 1875.

In Madagaskar gibt es viele Aussätzige; wie überall, so sind auch hier diese Unglücklichen aus den bewohnten Orten verbannt und müssen sich in einer tiefen Schlucht oder auf einer öden Anhöhe ansiedeln. Während aber civilisirte Völker wenigstens soviel Mitgefühl empfinden, daß sie für den Unterhalt der Verstoßenen in Allem sorgen, kennt man hier in Madagaskar dieses Mitleid nicht; man sagt einfach zu dem Aussätzigen: „Mach', daß Du mir aus den Augen kommst und sorge für Dich, so gut Du kannst.“ Unsere madegassischen Aussätzigen müssen daher ihre Wohnorte verlassen und sich irgendwo eine Hütte errichten; gewöhnlich sammeln sich mehrere Ausgestoßene am nämlichen Orte und bilden kleine Dörfchen. So ist es auch in der Nähe von Namehama der Fall, wo sie die Leprosenniederlassung von Ambulutara gebildet haben. Wollt Ihr mit mir dort einen kleinen Besuch machen? Wir gehen etwa drei Viertelstunden und sind an Ort und Stelle.

„Aber wo ist denn Dein Aussätzigendorf?“ fragt Ihr mich. — „Nun, hier; seht Ihr es denn nicht?“ — „Aber diese Hundelöcher werden doch nicht von Menschen bewohnt werden?“ — „Leider, ja.“ — „Und wo ist Deine Kirche?“ — „Ich habe keine. Seht Ihr diesen Baum mit knorrigem Stamm und wenigen Blättern? Es ist der einzige ringsherum; an seinem Fuß versammle ich meine Christen. Ich stelle mich an den Baum und sie drängen sich im Halbkreis um mich. Eines Tages aber bewiesen sie mir eine große Aufmerksamkeit, indem sie mit nicht geringer Mühe einen Stein herbeigewälzt hatten, damit ich mich auf denselben setzen könne; jetzt ist er schon mit Moos überwachsen und bildet eine schöne Kanzel.“ Aber gehen wir voran und betrachten wir uns zuerst diese Hütten. Ihr Bau ist sehr einfach und nimmt kaum einen halben Tag in Anspruch. Mit Hilfe einer langen, schweren Schaufel gräbt man in der Erde ein Loch von zwei Meter im Gevierte und einem halben Meter Tiefe. Die ausgeworfene Erde wird mit Wasser begossen, am Rande des Loches aufgehäuft und bildet so Mauern, die sich etwa einen halben Meter über die Fläche erheben. Über diese Mauern deckt man nun Schilf, läßt eine Öffnung an einer Seite, und das Haus ist fertig. Jeder Aussätzige hat seine eigene Hütte; in derselben hat er sein Bett, d. h. eine Strohmatte auf dem nackten Boden, seinen Feuerheerd, seinen Vorrath an Reis und Wasser — kurz sein ganzes Besitzthum.

Meine kleine Gemeinde zählt etwa 25 Personen, Männer, Frauen und Kinder; Ihr sollt sie sehen. Sie haben uns schon bemerkt und kriechen aus ihren grabartigen Höhlen hervor, um sich beim Baume zu versammeln; gehen wir also, unsern Sitz auf dem moosbewachsenen Stein einzunehmen.

„Guten Tag, Vater!“ ertönt es uns entgegen. — „Guten Tag, Kinder. Wie geht es Euch?“ — „Es geht uns Allen sehr gut,“ lautet die Antwort.

Es geht ihnen gut, und ein freundliches Lächeln verklärte diese schwarzen, durch den Aussatz entstellten Züge. Es geht ihnen gut, sehet nur diese Hände ohne Finger, diese Füße ohne Zehen, diese zerfressenen Leiber, welche nur nothdürftig mit ein paar Lappen von Hanftuch bedeckt sind.

„Nun, Kinder, wollen wir einen Hymnus singen.“ Hört Ihr diese Stimmen und diese wohlklingenden Accorde? Ich höre sie nie ohne tiefe Bewegung und es ist schon mehrmals vorgekommen, daß Vorübergehende, die weniger, als ich, an diesen Gesang gewöhnt sind, beim Anhören in Thränen ausbrachen. Der Aussatz hat in meinen Kindern denn doch nicht Alles zerstört; er hat ihnen die Stimme gelassen, aber auch den Verstand, um Gott zu erkennen, und das Herz, um Ihn zu lieben.

Aber halten wir uns nicht zu lange auf; Ihr habt nun das Elend gesehen: arme Aussätzige ohne ordentliche Wohnung, ohne ordentliche Pflege, beinahe ohne alle Hilfe, und sogar ohne Gotteshaus! Und doch sind diese armen Verlassenen mein Trost und meine Hoffnung; von den sieben Gemeinden, die mir anvertraut sind, ist keine so eifrig und beständig, wie meine Aussätzigen. Anderswo kommt es vor, daß einzelne Glieder abfallen, hier habe ich keinen Abfall zu fürchten; die Ketzerei wagt sich nicht an die Aussätzigen. Nur einmal versuchte ein protestantischer Madegasse, unter meinen Aussätzigen einen Anhang zu gewinnen, indem er ihnen Geld und Kleidungsstücke anbot. Die Versuchung war nicht gering, denn die Madegassen können kein Geld zurückweisen. Und doch haben meine Aussätzigen der Versuchung widerstanden. Der Chef der kleinen Gemeinde, ein armer Sklave, nahm das Wort und redete seine Untergebenen an: „Von den Protestanten wollen wir nichts annehmen, denn sie wollen uns durch ihre Geschenke nur verlocken, daß wir unsern Glauben aufgeben. Wenn wir etwas nöthig haben, brauchen wir es nur dem Vater zu sagen, und er wird es uns geben, wenn er kann.“ Diese Worte schlugen durch und der Protestant konnte mit seinem Geld und seinen Stoffen wieder abziehen.

„Aber, fragt Ihr mich, woher nimmst Du denn die Mittel, um Deinen Aussätzigen alles Nöthige zu geben?“ Antwort: Erstens kann ich ihnen nicht Alles geben, was sie brauchen, weil ich es nicht habe; zweitens aber lassen mich die guten Katholiken in Europa nicht im Stich. Noch neulich erhielt ich 50 Franken und diese reichten gerade aus, um für die nackten und kranken Leiber die allernothwendigsten Kleider zu kaufen. Daher hoffe ich auch zuversichtlich, daß ich mit der Zeit das nothwendige Geld erhalten werde, um eine kleine Kapelle für meine Kinder zu bauen, ihre Hütten etwas besser einzurichten u. s. w. Die Katholiken in Europa werden ja nicht vergessen haben, daß es Jesus Christus selbst ist, den sie in diesen armen Aussätzigen kleiden, nähren und beherbergen.

Türkei.

Constantinopel. Wie schon früher einmal, so ist auch im vorigen Jahre unter den schismatischen Bulgaren im alten

Macedonien eine Bewegung zur katholischen Kirche entstanden; einer der schismatischen Bischöfe, Msgr. Nilos Isvorof, hat sich in der That bekehrt, wurde aber sofort auf Anstiften der Schismatiker durch die Türken von seinem Sitze vertrieben und nach Constantinopel berufen, so daß seine Heerde trotz ihres guten Willens ihm nicht auf dem Wege zur katholischen Einheit folgen konnte; gestattet ja die türkische Regierung nicht einmal dem katholisch-bulgarischen Bischof, Msgr. Raphael Popof, eine Reise nach Macedonien zu machen, um sich genau über den Stand der Sache zu unterrichten. Wir haben diese Ereignisse im vorigen Jahre unseren Lesern erzählt (1874, S. 133 f., 202 f.); über die weitere Entwicklung dieser Bewegung liegt uns nun ein Bericht des Msgr. Raphael vor, datirt aus Constantinopel 21. Mai 1875, den wir hier wiedergeben wollen.

„Zahlreiche Privatbriefe, die uns von verschiedenen Seiten zukamen, haben uns den guten Eindruck mitgetheilt, den die Bekehrung des Msgr. Nilos Isvorof in der ganzen Bulgarei hervorgerufen hat. Um diesen Wirkungen Einhalt zu thun, haben die Feinde der katholischen Kirche kein anderes Mittel gefunden, als Msgr. Nilos von Macedonien auszuschließen. Als wir selbst nach sechsmonatlichen dringenden Bitten die Erlaubniß erhielten, die beiden, schon seit langer Zeit unirten Dörfer Dschumdschilar und Dschenidsche Wardar (Janitza) zu besuchen, gab man uns nicht, wie früher, einen Bujuruldu (einen offenen Paß und Geleitschein), sondern einen versiegelten Brief für den Wali (Gouverneur) von Saloniki. Ohne das Drängen des Msgr. Isvorof hätte ich eine so gegebene Erlaubniß nicht benutzt, denn ich war bei der wohlbekannten feindlichen Gesinnung des Wali von Saloniki von vorneherein überzeugt, daß meine Reise nach Macedonien nicht nur für die Sache der Union keinen Nutzen, sondern eher Schaden stiften werde.

„Ich kam also in den ersten Tagen des November in Saloniki an; sobald der Gouverneur Eumer-Fevsi-Pascha das von mir überbrachte Schreiben gesehen hatte, erklärte er mir, daß ich bloß die Katholiken von Dschumdschilar und Dschenidsche Wardar besuchen, ohne spezielle Erlaubniß aber nirgendwo sonst hingehen dürfe; ja ich mußte sogar mehrere Wochen warten, bis man mich in die beiden genannten Dörfer reisen ließ. Um leichter mit den Bulgaren in Verbindung zu treten, hatte ich die freundliche Einladung des Lazaristensuperiors, P. Bonetti, ausgeschlagen und mich in einen Khan einquartiert. Dorthin brachten mir die Bulgaren von Kilkitsch einen vom 2/14. Nov. datirten und mit 80 Unterschriften versehenen Brief, in dem sie ihre Freude über meine glückliche, so lange ersehnte Ankunft aussprachen und mich um einen baldigen Besuch baten. Ich antwortete ihnen, daß ich ohne Erlaubniß des Wali nicht kommen könne und daß ich diese Erlaubniß nur erhalten würde, wenn sie sich offiziell als Katholiken erklärten und mir die schon im Mai angefertigte Adresse zustellen ließen.

„Unterdessen besuchte ich die Katholiken von Dschumdschilar und Dschenidsche Wardar. Am ersteren Orte kam ich am 7/19. November an und blieb bis zum 11/23. Dschumdschilar ist ein Dorf, ungefähr 4 Stunden von Saloniki, mit ungefähr 100 Familien, von denen die Hälfte katholisch ist; die mit der Unterstützung des Lyoner Vereins erbaute Kirche wurde schon bei meiner ersten Anwesenheit im Jahre 1866 eingeweiht; P. Epiphanius Ghentschof, ein Zögling des St. Athanasius-Collegs in Rom, versieht mit großem Eifer die Seelsorge.

„Nach Saloniki zurückgekehrt, verweilte ich einige Tage bei den Lazaristen und reiste dann am 28. November/10. December nach Dschenidsche Wardar; es ist dieses eine kleine Stadt, ungefähr 9 Stunden von Saloniki, nicht weit von einigen Ruinen, welche man für die von Pella, der alten Hauptstadt Macedoniens, hält. Dschenidsche ist der Sitz eines Kaimakam (Kreisdirektors). Die Zahl der Katholiken ist nicht bedeutend; nur dreißig Familien sind im Jahre 1865 übergetreten; zwei Priester leiten die Gemeinde, ein Greis, Dino genannt, der trotz unzähliger Schwierigkeiten, die man ihm gemacht hat, der unirten Kirche treu blieb, und sein Schwiegersohn, Stoyan Mokreff, der seine Studien theilweise bei den Lazaristen in Saloniki, theilweise bei den Resurrectionisten in Adrianopel machte und von mir im Jahre 1868 geweiht wurde. Mehrere Jahre lang unterhielten wir zu Dschenidsche Wardar auch einen Schullehrer; allein da derselbe unseren Erwartungen durchaus nicht entsprach, mußten wir ihn entlassen und die katholischen Kinder besuchen jetzt die schismatischen Schulen.

„Am 10/22. December kehrte ich nach Saloniki zurück und quartierte mich wieder im Khan ein; die Bewohner von Kilkitsch brachten mir die oben von mir erwähnte Adresse, welche mit dem Siegel der Stadt und der vierzehn umliegenden Dörfer versehen war. Mehr als 160 Familienhäupter hatten sie unterzeichnet; die Stadt Kilkitsch hatte 104 Unterschriften geliefert, das Dorf Bogdanzi deren 18 und außerdem die der fünf Priester der Gemeinde. Um die Bedeutung dieser Zahlen recht zu erkennen, darf man nicht vergessen, daß es der Bulgaren, die ihren Namen zu schreiben wissen, in dieser Gegend nicht allzuviele gibt. In dieser Adresse beklagen sich die Unterzeichner zunächst über die tiefe Unwissenheit, in welcher sie von dem griechischen Popen gehalten werden, und über die schwere Tyrannei, mit welcher er sie unterdrückt; dann erklären sie, daß sie den Entschluß gefaßt haben, sich der geistlichen Autorität des apostolischen Stuhles Seiner Heiligkeit Pius IX. zu unterwerfen; demgemäß bäten sie mich, sie in den Schooß der unirt-bulgarischen Kirche aufzunehmen, indem sie hinzufügen, sie hätten schon nach dem Beispiel des Msgr. Nilos Isvorof seit einem Jahre aufgehört, die Autorität des griechischen Patriarchen oder des bulgarischen Exarchen anzuerkennen; endlich beschwören sie mich, von der türkischen Regierung die Anerkennung des Msgr. Nilos als ihres Bischofes zu erlangen, und laden mich ein, sie zu besuchen, bis diese Anerkennung eintreffe.

„Diese Adresse ließ ich nun sofort in's Türkische übersetzen und dem Wali von Saloniki vorlegen. Sie verfehlte ihren Eindruck nicht. Der Gouverneur konnte jetzt nicht mehr leugnen, daß es in Kilkitsch Katholiken gebe, und 8 Tage später erhielt ich die Erlaubniß zur Reise nach Kilkitsch; es war am 23. December/4. Januar; am folgenden Tage, dem Vorabende unseres Weihnachtsfestes, reiste ich ab und langte noch am nämlichen Abend in Kilkitsch an; die Einwohner waren mir entgegengekommen und führten mich mit großer Freude in das Haus, das sie für mich eingerichtet hatten.

„Um nichts zu übereilen, besuchte ich am Weihnachtstage trotz ihrer Bitten ihre Kirche nicht; aber an diesem und den folgenden Tagen empfing ich den Besuch aller Einwohner mit Ausnahme von 10—12 Familienhäuptern und von drei Priestern, die theils an dem schismatisch-griechischen Erzbischof, theils an dem schismatisch-bulgarischen Exarchen festhielten; die beiden andern Priester standen auf Seiten der Majorität der Einwohner und diese überreichten mir eine mit 136 Unterschriften von Familienhäuptern versehene Adresse an den Großvezier, in welcher sie demselben erklärten, sie hätten mich in ihre Stadt berufen, weil sie sich meiner geistlichen Autorität unterwerfen wollten.

„Weil ich den wiederholten und dringenden Bitten meiner neuen Heerde nicht widerstehen konnte, willigte ich ein, am 1/13. Januar, an welchem Tage die orientalische Kirche die Beschneidung des Herrn und das Andenken an den hl. Basilius von Cäsarea feiert, in einem ihrer Gotteshäuser das Pontificalamt zu halten. Früh Morgens fand sich eine große Menschenmenge an der Thüre meines Hauses ein, ließ mich ein Pferd besteigen und führte mich zur Hauptkirche der Stadt, die unter dem Titel der Himmelfahrt Maria geweiht ist. Die Dissidenten, unterstützt von Zaptijes (Gensdarmen), welche der Kaimakam zu ihrer Verfügung gestellt hatte, wollten mich hindern, das Meßopfer zu feiern; es entstand ein ziemlich lebhafter Zank, aber die Dissidenten mußten sich zurückziehen, weil die katholischen Bulgaren die Kirche anfüllten und laut riefen: „Wir erkennen weder Patriarch noch Exarch an; wir haben keinen andern Bischof als Msgr. Raphael;

die Kirche gehört uns und soll künftig katholisch sein." Als die Ruhe hergestellt war, feierte ich das Amt. Aufgestachelt von den Dissidenten, schrieb mir der Kaimakam, um mich zur Rechenschaft zu ziehen, weil ich mit Gewalt in eine dem griechischen Patriarchen gehörige Kirche gedrungen sei; ich antwortete ebenfalls schriftlich, ich sei nicht mit Gewalt in eine Kirche gedrungen, sondern das Volk hätte mich in eine Kirche geführt, die ihm angehöre. Mit dieser Antwort nicht zufrieden, erklärte der Kaimakam, er werde über die ganze Sache an den Wali von Saloniki berichten und mache mich für Alles, was daraus entstehe, verantwortlich. Unterdessen blieb ich ruhig in Kilkitsch und feierte noch dreimal öffentlich die heiligen Geheimnisse, am 6/18. Januar, dem Feste der Epiphanie, in der St. Georgs-Kirche, am 17/29. Januar, dem Feste des hl. Antonius, in der Himmelfahrts-Kirche und am 18/30. Januar, dem Feste des hl. Athanasius, in der St. Athanasius-Kirche.

„Kilkitsch ist ein Städtchen von etwa 1500 Familien, unter denen gegen 200 türkisch sind; es ist der Hauptort eines Kaimakamlyk (Kreises), zu dem 80 Dörfer gehören. Es hat eine Knabenschule mit 3 Lehrern und über 300 Schülern und eine Mädchenschule mit etwa 30 Schülerinnen. In kirchlicher Beziehung war es bisher abhängig vom Bischof von Doiran (Polianin), einem Suffragan der Erzdiöcese Saloniki.

„Ich verließ Kilkitsch am 25. Januar/8. Februar; während meines Aufenthaltes hatte ich vier Petitionen empfangen. Die erste, datirt vom 8/20. Januar und von 54 Bewohnern des Dorfes Bugarieff unterzeichnet, war nur eine Wiederholung der dem Wali von Saloniki vorgelegten Adresse von Kilkitsch. Die zweite war ein Privatschreiben von Strumnitza, in welchem man mir mittheilt, daß die Bewohner der Unterdrückungen ihres Erzbischofs, des Msgr. Hierotheus, überdrüssig, sich sehr über meine glückliche Ankunft gefreut haben. Sie hätten mir eine mit 50—60 Unterschriften bedeckte Adresse schicken wollen, seien aber von diesem Entschlusse abgegangen, um keine Streitigkeit zu veranlassen; immerhin aber sei noch der größere Theil der Bulgaren entschlossen, mir entgegenzukommen, sobald ich mich in ihre Stadt begeben wolle; sie hätten bereits eine Adresse, bekräftigt mit dem Siegel von 21 Dörfern, fertig und unterzeichneten jetzt eine zweite, die sie an die Regierung zu richten gedächten. Die dritte Petition rührte von den Bewohnern des Kantons Maletschewo her. Die Unterzeichner erklären, daß sie seit mehr als einem Jahre der Bedrückungen des Msgr. Hierotheus, Erzbischofs von Strumnitza, überdrüssig seien und weder seine Autorität noch die des Patriarchen oder Exarchen mehr anerkännten; sie hätten sich unter die Jurisdiction des Statthalters Jesu Christi, des heil. Vaters Pius IX., gestellt und bäten mich, sie baldmöglichst zu besuchen. Der Brief trug 66 Unterschriften, unter denen vier von Priestern herrührten, und das Siegel von zwei Dörfern. Maletschewo ist nicht der Name einer Stadt, sondern der gemeinschaftliche Name für 15 Dörfer, die zusammen etwa 15,000 Einwohner, unter ihnen 2—3000 Türken, zählen. Die Unterschriften stammen nur aus fünf Dörfern her, aber auch die andern Dörfer sind für den Anschluß an die Union günstig gestimmt, wagen sich aber nicht zu erklären aus Furcht vor dem Bischof, der bei der geringsten Gelegenheit mit Stockschlägen und Gefängnißstrafen bei der Hand ist. Die vierte Petition kam aus der Stadt Petridsch (Petrowitsch) in der Diöcese Melnik. Es heißt darin, seit 4—5 Jahren erkännten die Bewohner der Stadt die Jurisdiction des griechischen Patriarchen und der von ihm gesendeten Bischöfe nicht mehr an; sie erwarteten einen Bischof ihrer eigenen Nation und hätten denselben bisher vergebens vom Sultan und von ihrem Exarchen verlangt. Die Nachricht von meiner Ankunft hätte sie mit Freude erfüllt und sie bäten mich jetzt dringend, ihre Stadt und die davon abhängigen Dörfer zu besuchen und den sehnlichsten Wunsch ihres Herzens zu erfüllen. Melnik, wohin Petridsch gehört, ist ein erzbischöflicher Sitz.

„Als Msgr. Anthimos, der schismatische Erzbischof von Saloniki, die Ereignisse von Kilkitsch erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn gegen mich und verklagte mich bei der Regierung, daß ich mit Gewalt in seine Kirche eingedrungen sei, da doch beinahe die ganze Bevölkerung des Landes mit Ausnahme weniger Familien ihn als ihren rechtmäßigen Bischof anerkännte. Auf sein Betreiben wurde eine Untersuchung angestellt, die darthat, daß er die Unwahrheit gesprochen. Indessen benutzte man die Abwesenheit des Wali als Vorwand, um sich zu weigern, die neuen Katholiken von Kilkitsch in die Listen der unirten Bulgaren einzutragen und ihnen den Besitz der Kirchen zuzusprechen. Nach meiner Abreise hatte der Kaimakam von Kilkitsch den beiden unirten Priestern verboten, in den Kirchen die heilige Messe zu feiern; die Katholiken aber hatten daraufhin die Gotteshäuser verschlossen und die Schlüssel verborgen, damit sich nicht die Schismatiker ihres Eigenthums bemächtigten. Ich erlaubte daher den beiden Priestern, in einem Privathause das heilige Opfer darzubringen und ebendaselbst alle übrigen geistlichen Amtshandlungen vorzunehmen. Am 18/30. März kehrte der Wali zurück und ich beeilte mich, ihn zu besuchen, um ihm eine schriftliche Darlegung des Vorgefallenen zu überreichen. Allein Msgr. Anthimos war mir zuvorgekommen und der Pascha gab mir zu verstehen, daß ich von ihm Nichts zu erwarten hätte, vielmehr meine Angelegenheit in Constantinopel durchfechten müsse; er deutete mir sogar an, daß er mich mit Gewalt nach Constantinopel bringen lassen werde, wenn ich nicht freiwillig abreisen wolle, und daß er den Consuln von Frankreich und Österreich die dahin lautenden Befehle des Veziers mitgetheilt habe. So reiste ich von Saloniki am 25. März/6. April ab.

„In Constantinopel besprach ich unsere Angelegenheit zuerst mit Msgr. Grasselli, unserm neuen apostolischen Delegaten, und wendete mich dann direkt an den Minister des Auswärtigen. Ich übergab ihm sowohl eine schriftliche Darlegung der Ereignisse, als auch eine mit 5—600 Unterschriften bedeckte Adresse der Einwohner von Kilkitsch, in welcher sie der Regierung dafür dankten, daß sie mir erlaubt habe, nach Kilkitsch zu kommen, dann aber auch um ihre offizielle Anerkennung als unirte Bulgaren und um den ruhigen Besitz ihrer Kirchen bitten. Ich drang darauf, daß man den Katholiken wenigstens um Ostern den ruhigen Gebrauch einer Kirche lassen möge, wenn bis dahin der ganze Streit noch nicht entschieden sei. Der Minister empfing mich freundlich und versprach mir rasche Antwort. Einige Tage später erfuhr ich durch ein Telegramm von Saloniki, daß die Schismatiker die Kirchen hätten erbrechen lassen; ich kehrte deßhalb zum Minister zurück, um meine Bitte zu erneuern. Die Antwort lautete, eine Entscheidung könne nicht gegeben werden, bevor der Gouverneur von Saloniki die an ihn gerichteten Fragen beantwortet habe. Unterdessen wurde der Großvezier gewechselt und ich mußte einige Tage warten, bevor ich neue Schritte thun konnte. Ich habe nun den neuen Großvezier gesehen und mit dem Minister des Auswärtigen wiederholt gesprochen; man macht mir schöne Versprechen, aber eine bestimmte Antwort auf meine bestimmten Forderungen erhalte ich nicht. Am Ostertage waren die Kirchen von Kilkitsch geöffnet und konnten die Katholiken in denselben ihren Gottesdienst feiern, mußten aber gestatten, daß nach ihnen die Schismatiker die Kirche benutzten.

„So stehen augenblicklich die Sachen. Wenn wir frei handeln könnten, so würde die Union große Fortschritte machen und in kurzer Zeit würden die Bulgaren der von Saloniki abhängigen Provinzen die Jurisdiction des römischen Stuhles anerkennen; aber die türkische Regierung ist uns sowohl als den katholischen Armeniern feindlich gesinnt."

Mexiko.

Aus der Mainummer dieses Jahres (S. 107) haben unsere Leser gesehen, wie auch in Mexiko durch liberale Gesetzesmacherei und durch Vertreibung der barmherzigen Schwestern

der Krieg gegen die katholische Kirche geführt wird. Den Hauptinhalt jener sogenannten organischen Gesetze haben wir damals bereits mitgetheilt. Mittlerweile haben die drei Erzbischöfe in ihrem und der übrigen Bischöfe Namen ihre Stimme erhoben, um dem katholischen Volke in dieser schwierigen Sachlage die wahrzunehmenden Obliegenheiten scharf und klar vorzuzeichnen und den zahllosen Entstellungen, Lügen und Verdrehungen der freimaurerischen Presse entgegenzutreten. Es sind das die Erzbischöfe von Mexiko, Michoacan und Guadalaxara [1]. Die katholische Kirche ist und bleibt sich überall gleich; wird sie verfolgt und ungerecht bedrückt, so duldet sie in der Hoffnung auf Gott, hält fest an ihren Pflichten und Rechten — revoltirt aber nicht. Das ist auch der Standpunkt der drei mexikanischen Erzbischöfe, das sind die Vorschriften, die sie in einem umfassenden Hirtenbriefe den Gläubigen an's Herz legen. Die neuen Gesetze greifen die Verfassung der Kirche an und hemmen deren Freiheit, hindern und stören die religiöse Erziehung und den religiösen Unterricht, indem sie alle Schulen dem Staat übergeben, und berauben die Geistlichkeit und die Kirchen der Almosen und Unterstützungen von Seiten der Gläubigen u. s. f. Es konnte nicht fehlen, daß dergleichen Willkürlichkeiten eine große Erbitterung unter dem in seinen heiligen Rechten gekränkten Volke hervorriefen. Die hochwürdigsten Erzbischöfe ermahnen nun auf's Eindringlichste, sich ja nicht zur Empörung fortreißen zu lassen, sondern in den über die Kirche verhängten Leiden eine von Gott gesandte harte Prüfung mit Ergebung anzuerkennen. Seit 1857 haben die Bischöfe Mexiko's gegen die Übergriffe auf kirchliches Gebiet zu protestiren nicht aufgehört, sie legen auch jetzt von Neuem dagegen Verwahrung ein. Zugleich weisen sie den Gläubigen den Weg, den sie einzuhalten haben, um der Kirche treu zu bleiben, ohne gegen die Regierung sich aufzulehnen. Das katholische Volk soll und darf seinen Rechten und Gesinnungen durch Proteste und Verwahrungen an die Behörden, durch die Presse, durch friedliche Versammlungen Ausdruck geben; aber dann läßt es die Verfolgung über sich ergehen und, ohne zu den Waffen zu greifen, setzt es einfach allen Maßregeln, die gegen sein Gewissen verstoßen, den passiven Widerstand, das unüberwindliche non possumus (wir können nicht) entgegen. Man sieht, die Sprache der mexikanischen Oberhirten ist dieselbe, wie die aller Bischöfe der verfolgten Einzelkirchen. Hierauf entwickeln sie die Maßnahmen, durch welche den verheerenden Wirkungen der organischen Gesetze Einhalt gethan werden kann, und die Pflichten, die jetzt an die treuen Kinder der Kirche herantreten. Was das Verbot des religiösen Unterrichtes in den Landesschulen angeht, so ermuntern sie dringend zur Errichtung von Freischulen, die von den Gläubigen selbst durch freiwillige Beisteuer unterhalten werden sollten. Denen, die zur Gründung solcher katholischen Schulen beitragen, die daran Unterricht ertheilen, und die sie besuchen, werden Ablässe verliehen. Mexiko ist in diesem Punkte noch glücklich daran; denn das Gesetz gestattet so viel Freiheit, daß die Eltern ihre Kinder frei unterrichten lassen oder nach Belieben selbst Schulen errichten können; es herrscht, wie in den Vereinigten Staaten, Unterrichtsfreiheit; da können katholische Eltern mit Aufbietung einiger Opfer an Geld doch noch ihre Kinder vor dem Gifte der religionslosen Staatsschulen bewahren — ein Zustand, welcher der religionslosen oder religionsfeindlichen Zwangsschule anderer Staaten gegenüber noch beneidenswerth ist.

[1] Joseph Pelagius Antonius de Labastida y Dawalos, Erzb. von Mexiko; Joseph Ignatius Artiga, Erzb. von Michoacan; Pedro Loga, Erzb. von Guadalaxara.

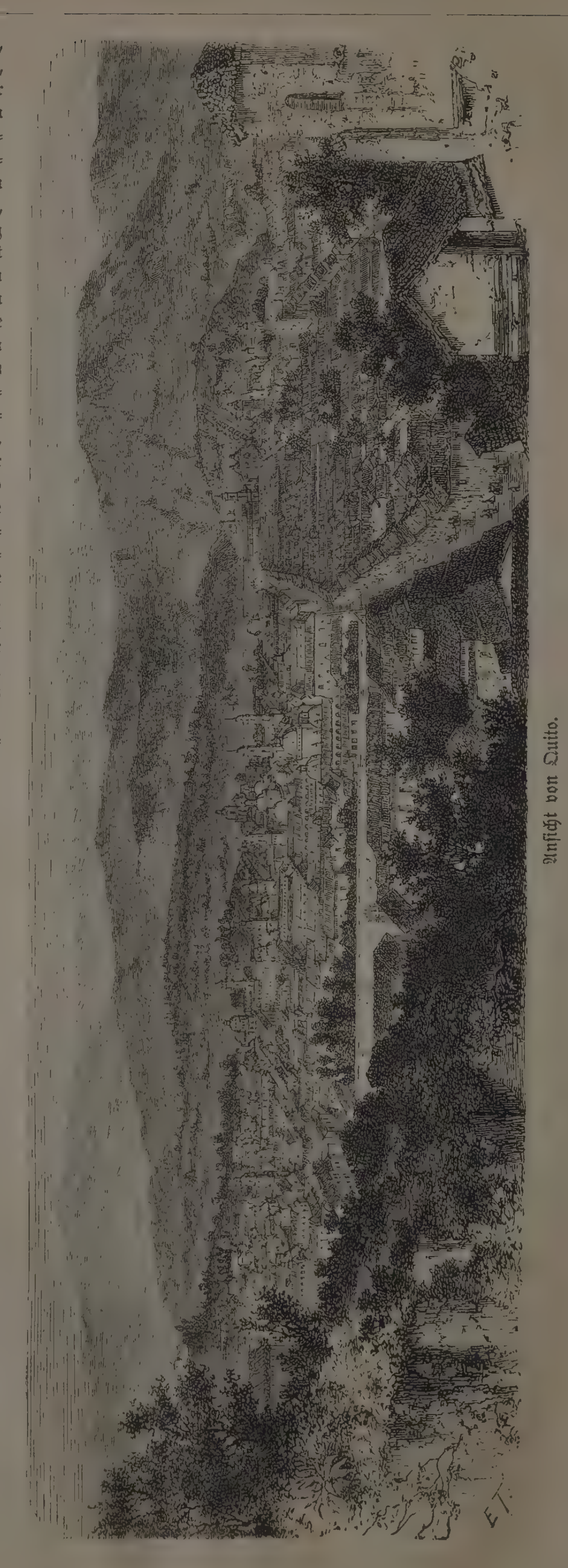
Ecuador.

Quito. Der Güte des hochw. P. Faller verdanken wir wieder zwei Briefe, wovon der eine uns über eine in Quito selbst abgehaltene Mission, der andere über die Arbeiten unter den bekehrten Indianern einige Mittheilungen macht. Der Schreiber des ersten Briefes ist P. Lopez, den unsere Leser bereits als eifrigen Missionär unter den Indianern kennen gelernt haben (1874, S. 219 f.); der zweite Brief rührt von P. Pozzi her, der auch unsern Lesern nicht mehr fremd ist (1874, S. 42). Der erste Brief lautet:

„In der vierten Fastenwoche kehrte ich von meiner Rundreise durch die Indianerdörfer zurück, auf der ich mehreren Hunderten christlichen Unterricht ertheilt und die heiligen Sacramente gespendet hatte. Kaum betrat ich unser Haus in Quito, als mich der hochw. P. Rektor (P. Faller) mit den Worten grüßte: „Gott sei Dank, daß P. Lopez morgen die Exerzitien bei den Soldaten beginnen kann." Ich war damit herzlich gern einverstanden und bat nur um die Unterstützung durch Gebete, damit der liebe Gott die dießjährigen Exerzitien ebenso segne, wie es im letzten Jahre bei einem Bataillon der Fall gewesen. In der That fing ich am folgenden Tage die Exerzitien an und der Herr segnete meine Bemühung so reichlich, daß ich glaube, die Soldaten hätten noch nie ein derartiges Beispiel der Frömmigkeit gegeben, wie bei dieser Gelegenheit. Die gemeinen Soldaten beichteten alle sammt den Hauptleuten und Unteroffizieren, und von den höheren Befehlshabern und anderweitigen Beamten nahezu alle. Dabei muß man bedenken, daß es bisher im Militär fast als Regel galt, nicht zu beichten, so lange einer im Dienst war, außer in der Todesgefahr. Wie rührend war die Feier der Generalcommunion der Soldaten mit ihren Befehlshabern an der Spitze, die wir Sonntags darauf in unserer Kirche abhielten! Der Zudrang zu diesem ergreifenden Akte war ein großer; die Festlichkeit selbst wurde durch eingelegte Musikstücke erhöht; gegen Schluß legte ich ihnen noch in einer Ansprache die Nothwendigkeit und die Mittel der Beharrlichkeit an's Herz. Dann warfen sich Alle auf die Kniee und machten die drei Vorsätze: erstens keine schlechten Reden zu führen, zweitens die Gelegenheiten zur Sünde zu fliehen, drittens sich in allen Versuchungen und Gefahren häufig den heiligsten Herzen Jesu und Mariä zu empfehlen. Unmittelbar daran reihte sich die feierliche Weihe Aller an's heiligste Herz Jesu. Auf den Gesichtern der Soldaten strahlte wieder die Ruhe und Freudigkeit eines guten Gewissens! Es war ein erhebendes Fest und für viele der Tag der ersten oder zweiten heiligen Communion!

„Ein Umstand trug noch viel zur Erhöhung ihrer freudigen Stimmung bei; ich theilte ihnen mit, daß ich auch bald ihren Frauen die Exerzitien geben würde. In Ecuador sind nämlich fast alle Soldaten verheirathet. Als sie nun gebeichtet hatten, äußerten sie sich: „Wir haben jetzt unsere Pflicht gethan, aber unsere Frauen haben noch nicht gebeichtet und die haben es gerade so oder noch mehr nöthig als wir." Einmal traf ich bei der Rückkehr von einem Vortrage in der Kaserne eine Anzahl Frauen. „Was wollen diese hier?" fragte ich. „Das sind unsere Frauen," antworteten die Soldaten. „Gut," sagte ich scherzend, „dann will ich nach den Soldaten diesen Frauen die Exerzitien geben." Die Soldaten nahmen das im Ernst und baten beim P. Superior um diese Gunst. Ich hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden. Und so begannen auch für sie die heiligen Übungen. Da viele quitensische Damen es unter ihrer Würde hielten, den Vorträgen, die für die Soldatinnen (soldadas nennt man hier die Frauen

der Soldaten) gegeben würden, beizuwohnen, so machte ich bekannt, es seien nicht so fast Exerzitien für diese, sondern Anleitungen, um gute Gattinnen und Mütter zu bilden, daher könnten Alle sich einfinden, auch die ersten Damen von Quito, und das um so mehr, weil hiedurch die beste Vorbereitung zur Feier der heiligen Zeit ermöglicht würde. Der Zudrang wurde denn auch so groß und zwar aus allen Ständen, daß unsere geräumige Kirche die Menge kaum zu fassen im Stande war. Und nicht bloß dieses — auch die zahlreichen Beichtväter hatten vollauf Arbeit. Dabei machten die Soldatinnen geltend, daß die Exerzitien eigentlich für sie begonnen worden, daß sie also vor Allen Anrecht auf die heilige Beichte hätten, und die in der festgesetzten Zeit nicht ankommen konnten, baten dringend, man möchte sie doch nicht ohne Beichte lassen. Auch die allgemeine Communion der Soldatinnen war nicht weniger erbaulich, als die der Soldaten. Zum Schlusse weihten wir uns Alle dem heiligsten Herzen Jesu und ich verabschiedete mich von meiner Zuhörerschaft, indem ich ihren Gebeten die Mission empfahl, die ich nach ein paar Stunden in einem 8 span. Meilen entfernten Dorfe beginnen sollte. Es war 8¼, als ich die Kanzel verließ, und um 12 Uhr sollte die Mission im Dorfe anfangen. Ich trocknete mir also den Schweiß von der Stirne und bestieg in aller Eile ein Maulthier, um einen vierstündigen Ritt auf herzlich schlechtem Wege zu unternehmen. Als ich um 12¼ Uhr im Dorfe ankam, war die Gemeinde von 3—4000 Seelen schon versammelt und harrte auf mich. Es ging also neuerdings auf die Kanzel, wo ich die Einleitungspredigt für die Mission hielt. Ich war noch im guten Andenken bei den Leuten, da ich bereits vor einigen Jahren daselbst Mission gegeben hatte. Daher war denn auch ihre Freude sehr groß und ich brauchte mir nicht erst durch rednerische Künste ihr Wohlwollen zu erwerben; vielmehr konnte ich gleich hart und scharf die wunden Flecken bezeichnen! Gottlob, es ging recht gut. Drei Priester halfen mir im Beichtstuhle und am nächsten Sonntag hatte die ganze Bevölkerung ihre Beichte abgelegt. Wie viele Thränen der Reue und Buße wurden während dieser Woche geweint! Als ich abreisen mußte, fand ich vor der Thüre eine Schwadron von fünfzig Reitern, die mir das Ehrengeleite gaben, und eine noch viel größere Menge, die mich zu Fuß durch ihre Begleitung ehren wollte. Wie hätte mir der Abschied nicht schwer werden sollen? Rings um mich hörte ich nur Schluchzen und Klagerufe und sogar die Kranken ließen sich auf die Wege herausbringen, um den Segen des Missionärs zu empfangen. Mit Mühe bahnte mir die Reiterschaar einen Weg durch die Menge. Noch lange tönten mir die rührendsten Rufe nach: „Pater, verlassen Sie uns nicht!"



Ansicht von Quito.

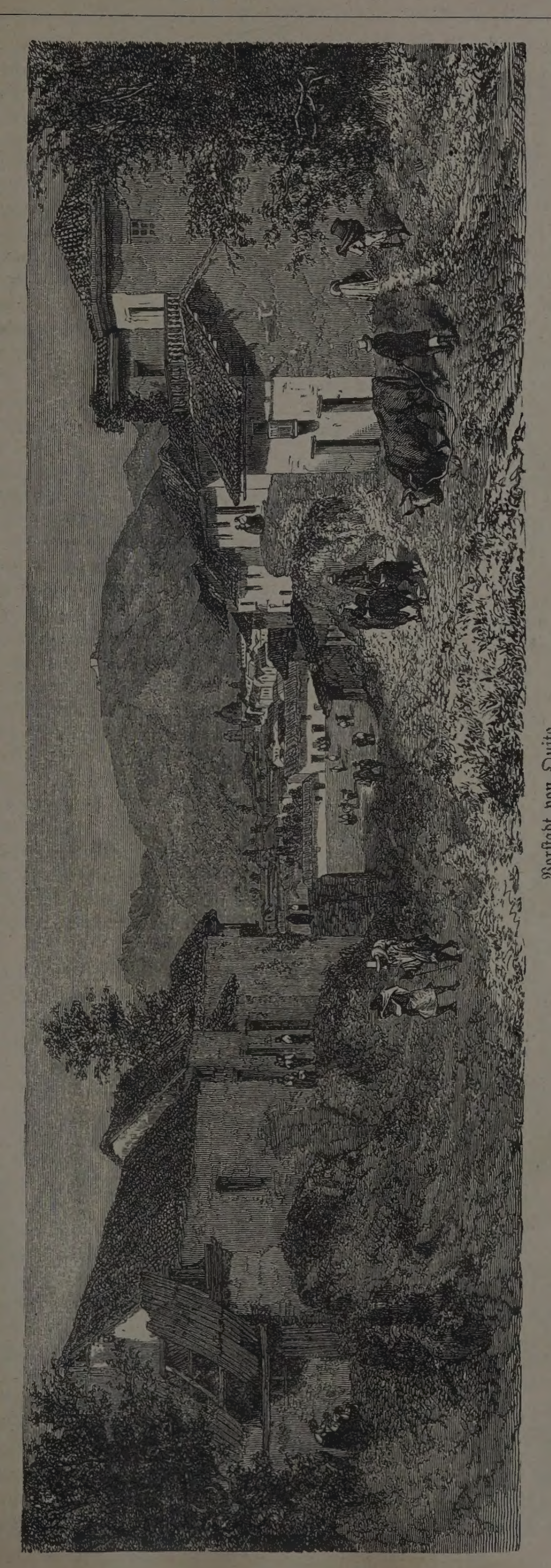
Dem Briefe des P. Pozzi wollen wir einige Worte über die Indianermission in Ecuador vorausschicken.

Wir haben schon früher erzählt, daß zu Beginn des Jahres 1871 sechs Jesuiten von Quito in die Missionen nach den östlichen Gegenden von Ecuador abreisten. Zwei begaben sich nach Gualaquiza (im Gebiete von Cuenca), zwei andere nach Macas, die übrigen zwei an den Napo.

Sie mußten sich für den Anfang darauf beschränken, in jenen Gegenden zu wirken, die schon dem Namen nach christlich waren. Überall fanden sie wohlwollende Aufnahme, und da die Regierung, der Klerus und andere Wohlthäter es an Unterstützung nicht fehlen ließen, konnten sie schon im ersten Jahre 3—4 Kirchen erbauen und zwei Schulen einrichten; außerdem wurde für jedes Dorf ein Katechet ausgewählt, die Pfarrbücher wurden angelegt und die Dorfgemeinden zur Ausbesserung der Wege und Anlegung zweckmäßiger neuer Verkehrsstraßen angehalten. Am 21. September 1871 beschloß das Ministerium des Innern:

„Die ausgezeichneten Erfolge, die der apostolische Eifer der hochwürdigen Patres unter den Wilden erzielt, legen der Regierung die Pflicht auf, den hingebenden und

unermüdlichen Missionären ihre ganze Zufriedenheit und Dankbarkeit auszusprechen. Der Zustand dieser Wilden erlaubt es noch nicht, eine endgiltige Verfügung in Betreff deren Verwaltung und Regierung zu treffen; da indessen ein gesellschaftliches Leben ohne Vorgesetzte unmöglich ist, so bestimmt S. Excellenz der Präsident: 1. Die Missionäre sollen Amtsleute in der Eigenschaft als Gouverneure in den einzelnen Distrikten einsetzen, denen die Sorge für die Ordnung, die Polizei und die Gerechtigkeitspflege obliegt. Dieselben können auch leichtere Strafen verhängen, sogar die Vertreibung aus dem Missionsgebiete aussprechen. Die des Todtschlages und schwerer Verwundung Schuldigen aber sollen sie sammt den Zeugen und einem Berichte nach der Hauptstadt schicken. 2. Die Missionäre können nach Gutbefinden diese Amtsleute absetzen und andere einsetzen. 3. Sie sollen Sorge tragen, in jedem Mittelpunkte der Bevölkerung auf Kosten der Regierung Schulen einzurichten, in denen den Kindern unter 12 Jahren nicht bloß die christliche Lehre erklärt, sondern auch das Lesen und Schreiben des Spanischen, Arithmetik, die nothwendigsten Handwerke, Gesang und Instrumentalmusik gelehrt werden sollen. Die Familienväter sind gehalten, ihre Kinder zu den Schulen zu schicken; durch Preise für die Bessern soll der Fleiß angeregt werden. 4. Außerdem sollen Sonntagsschulen eingerichtet werden für die Erwachsenen und diesen an jedem Festtag Elementarunterricht ertheilt werden. 5. Der Verkauf auf bloßen Kredit ist verboten; wer dagegen handelt, verliert was er gegeben; der Vertrag ist null und nichtig und der Verkäufer soll aus dem Missionsgebiet verjagt werden." [Durch diese Verkaufsweise wurden zahllose Indianer die Opfer der Habsucht der weißen Kaufleute, die ihnen Waaren auf Kredit gaben, dann aber ungeheure Zinsen eintrieben, welche den Werth der Waaren deckten, während die Armen doch immer noch Schuldner blieben.] „Schließlich werden die Missionäre immer Schutz und Hilfe bei der Regierung finden, damit sie das heilige und wichtige Werk fördern können, und sollten die Umstände es erheischen, so wird auch die öffentliche Gewalt aufgeboten werden, um sie zu vertheidigen und ihnen Ansehen zu verschaffen."


Vorstadt von Quito.

Dieses Dekret wurde dem P. Perez eingehändigt, der in der Eigenschaft eines apostolischen Präfekten in Gualaquiza weilte. Und das waren nicht bloß Versprechen. Die Regierung erfüllte treu die übernommenen Verpflichtungen; den Missionären aber trug die Durchführung des obigen Handelsverbotes Verleumdung und Verfolgung von Seiten der Kaufleute ein, und von Seiten der Indianer wurde ihnen ihr Haus angezündet und nur mit Mühe retteten sie ihr Leben. Die Regierung sandte alsbald bewaffnete Macht und in 8 Tagen war das Ansehen der Missionäre wieder hergestellt; die Indianer, welche von den Weißen gegen die Patres aufgehetzt worden waren, lernten bei dieser Gelegenheit, wo ihre Freunde und wo ihre Feinde seien. Die Missionäre machten von der ihnen zu Gebote stehenden Macht keinen Gebrauch, um auch nur einen einzigen der Indianer zu bestrafen; die Kaufleute aber verschwanden, nachdem sie die Indianer schmählich betrogen und beraubt hatten. Von diesem Augenblicke an wuchs die Liebe und Zuneigung zu den Patres und der schmähliche Handel war unterdrückt.

Wegen der beständigen Einfälle der Jbaros (Xibaros) mußte die Mission von Gualaquiza aufgegeben werden; die beiden Missionäre vereinigten sich mit denen am Napo. In Macas aber hielt man sich trotz der gleichen Einfälle durch Verstärkung der Militärmacht, und es gelang da den Missionären, eine Bevölkerung heranzubilden, die die Bewunderung der noch nicht bekehrten Indianer erregt. In Napo allein werden 1100 Knaben in all' den oben vorgeschriebenen Gegenständen unterrichtet; ebenso viele Mädchen erhalten christlichen Unterricht. In Macas übernahmen zwei Frauen die Schule der Mädchen und nach einiger Zeit schrieben diese den Missionären bereits

einen spanischen Dankbrief. Durch zweijährigen Unterricht brachte es der apostolische Präfekt dahin, daß mehr als 200 Knaben spanisch sprechen, lesen und schreiben lernten. In der Mission von Loreto erzielte ein Pater bei 160 Knaben dasselbe und 100 Mädchen lernten ganz gut ihren Katechismus. Trotz der fast beständigen Regengüsse und des Mangels an gangbaren Wegen besuchen die Missionäre noch die verschiedenen Niederlassungen der Indianer (die Mission von Napo zählt deren 14), um die Sacramente zu spenden und das Wort Gottes zu verkünden.

Ein anschauliches Bild dieses Missionärslebens bietet uns der oben erwähnte Brief des P. Pozzi, aus dem wir Nachstehendes zur Kenntniß der Leser bringen:

„Meine Befürchtung hat sich, Gott sei Dank, nicht verwirklicht. Ich brauchte meiner angegriffenen Gesundheit wegen meine liebe Mission nicht zu verlassen. Ich hatte wahrlich keine Lust dazu, und da ich auch an den P. Visitator schrieb, daß mir eine Krankheit und selbst der Tod auf meinem Posten viel erwünschter käme, als auch nur zeitweiliges Verlassen meiner Wilden, stimmte er zu, daß ich bleiben könne, und Gott befreite mich bald auch vom Fieber. Von December bis Juni führte ich nun in Loreto ein ziemlich zurückgezogenes Leben, indem die Umstände mich nöthigten, einzig für diese Niederlassung Sorge zu tragen. Der Bau der neuen Kirche hatte nämlich am Feste der unbefleckten Empfängniß begonnen; dieser Umstand, dann das tägliche Schulhalten für 160 Knaben und der Katechismus für ebensoviele Knaben und Mädchen verhinderten mich, in den übrigen Niederlassungen um Loreto herum die üblichen Besuche zu machen. Die drei Patres, die letztes Jahr zu unserer Aushilfe gekommen waren, konnten sich dieser Verrichtung aus Mangel an Kenntniß der Quichuasprache noch nicht unterziehen. Ich setzte dem Obern diese Sachlage auseinander, und als im verflossenen Juli der Bau der Kirche von Loreto zu Ende geführt war, bekam ich wieder Freiheit zum Besuche der Missionen, von der ich auch alsbald Gebrauch machte. In dritthalb Monaten besuchte ich die Bewohner von Pajamino, Coca, Suno, Santa Rosa, Hoch-Curari, Canelos, Pacajacu und Sarajacu, wobei ich 21 Tage allein auf Reisen, theils zu Fuß, theils in einem Bote, zubrachte. Diese Bote bestehen nur aus einem ausgehöhlten Baumstamme, sind daher sehr eng und lang; Nachen aus Planken und Balken zusammenzuzimmern, das verstehen unsere Wilden nicht; derartige Kähne wären auch zu schwer und könnten nur mit Mühe gegen die Strömung der Flüsse ankommen. Freilich wer an die schmalen Bote nicht gewöhnt ist, der wird sich auf so reißenden und breiten Strömen, wie es der Napo und Bobonazo zum Beispiel sind, wohl ein wenig fürchten. Mit der Zeit verliert sich das aber, und was wirkliche Gefahr anlangt, so war ich erst zweimal drauf und dran, kopfüber mitsammt dem Kanoe in einen Strudel zu stürzen. Sie haben sicher schon viele Reisebeschreibungen gelesen, doch vermuthe ich, daß Ihnen noch Niemand den Weg von Aguano nach Curarai und Canelos beschrieben hat. Der ist wirklich einzig und zeigt den unbegreiflichen Stumpfsinn der armen Indianer, die, statt sich der geringen Mühe zu unterziehen, einige Bäume zu fällen und einen Weg herzustellen, lieber den größten Theil der Reise im Wasser dieser krümmungsreichen Flüsse herumwaten. Ich lade Sie nun ein, diesen Ausflug mit mir zu machen. Am frühen Morgen fahren wir also in einem Nachen an's andere Ufer des Napo. Dann wechseln wir unser Costüm; ein Hemd, kurze Hosen und an die Füße Sandalen, deren Sohlen aus Stricken geflochten sind; so ausgerüstet marschiren wir eine halbe Stunde in einem Kanal des Napo, bis wir zum Araguno, einem breiten Strome, gelangen; steht dessen Wasser niedrig, so geht es uns beim Durchwaten nur bis zur Mitte des Leibes. Von da eilen wir rasch dem Cossano entgegen und folgen ihm, aber stromaufwärts, wobei wir achtmal bald da, bald dort ihn überschreiten müssen. Haben wir das glücklich zu Stande gebracht, so erwartet uns sein Nebenfluß, Guascajacu, in dem wir nun eine volle Stunde zu marschiren haben, bis wir seine Quelle entdecken. Von da gibt es dann zur Abwechslung eine Bergpartie, wobei wir uns nur nicht aufhalten lassen dürfen, auch wenn wir oft bis über's Knie in den Schlamm einsinken. Nur wieder heraus und voran — nächstens geht's nicht besser; ein Trost bleibt uns, daß auf den Schlamm schon wieder Wasser folgen wird. Gegen Abend kommen wir an den Fluß Ruscino; unsere indianische Begleitung macht uns eine Art Hütte aus Baumzweigen als Nachtlager zurecht und zündet ein Feuer an. Wollen wir außerdem noch etwas Warmes essen, so können wir es uns in höchst eigener Person besorgen; denn die Indianer, die mit unserem Reisegepäcke nachkommen, sind müde und legen sich entweder gleich schlafen oder begeben sich an's Fischen, um für sich ein gutes Abendmahl zu bereiten. Unser zweiter Reisetag ist, wenn man das Marschiren im Wasser berücksichtigt, nicht so schlimm, wie der erste; denn von drei Flüssen, auf die wir stoßen, müssen wir bloß im Gandajacu eine halbe Stunde herumwaten; die beiden andern durchwaten wir nur einmal und so gelangen wir ungefähr Nachmittags 4 Uhr nach Curarai. Das ist eine kleine Niederlassung von nur 26 Familien aus den Stämmen der Luparos und Ibaros, die sich vor Kurzem bekehrt haben. Nach kurzer Ruhe brechen wir nach Canelos auf. Wir setzen an's andere Ufer des gleichnamigen Flusses Curarai hinüber und wandern nun fünf Stunden stromaufwärts, theils im Wasser selbst, theils auf dem Ufer, nur müssen wir unterwegs 31mal von einem Ufer an's andere den Fluß durchwaten, bis wir endlich an einen Berg gelangen, der das Thal von Curarai von dem des Citata trennt. Bald sind wir wiederum mitten im Stromgebiete des Citata und dessen klare Fluthen begleiten uns anderthalb Stunden bis zum Hauptflusse, zum Bibiano. Da heißt es nun neuerdings, zwei Stunden lang sich im Wasser trotz Steinen und Sand voranarbeiten; haben wir auch das glücklich hinter uns, dann können wir uns rühmen, den schwersten Theil der Reise überstanden zu haben; reisten wir ja nicht so fast wie Menschen, sondern wie Fische, fast immer im Wasser. Die fernere Reise ist verhältnißmäßig bequem; man muß nur den entsetzlichen Schlamm ausnehmen, der eine Stunde vor Canelos anfängt; wir begegnen sodann auch nur einem größeren Flusse, dem Zatzapi, und vielen kleinen Bächen, die wir nur je einmal zu durchwaten haben, was bei der bereits erlangten Übung nur mehr ein Vergnügen ist.

„Doch glauben Sie nicht, jetzt schon eine sachgetreue Vorstellung von den hiesigen Reisebequemlichkeiten zu haben. Ich habe das vorzüglichste und unüberwindlichste Hinderniß, das einem so oft aufstößt, noch nicht erwähnt, und doch bereitet dieses die größten Verlegenheiten. Ich meine den Regen, der in diesen Bergen so häufig und reichlich ist. Kommt dieser von oben her und hat man unter sich und neben sich die jeden Augenblick in Folge des Regens mehr und mehr anschwellenden Wasser der Flüsse, so ist, glauben Sie mir, das Bad ein regelrechtes. Das Schlimmste dabei ist, daß dann die Flüsse oft völlig unpassirbar werden. Was thun? Der Wanderer muß in aller Geduld zwei bis drei Tage auf einem Ufer ausharren — er kann weder vor- noch rückwärts. Schlimm genug obendrein, wenn er für sich und seine Indianer nicht hinlänglich Mundvorrath mitgenommen hat. Nicht wahr, unsere Art zu reisen ist von Ihrer europäischen mit Ihren Dampfschiffen und Eisenbahnen gründlich verschieden? Doch tröste ich mich damit, daß der Weg zum Himmel überall gleich weit oder gleich nahe ist — ja daß ich bei meiner ecuadorianischen Reisemanier mit etwas guter Meinung vielleicht noch rascher an's Ziel gelange, als manche Europäer trotz aller Dampfkraft.

„Mit der Zeit werden auch diese Schwierigkeiten schwinden, die jetzt den Besuch der Niederlassungen so sehr erschweren und der Christianisirung der wilden Indianer so große Hemmnisse in den Weg legen. Unsere alten Patres hatten dereinst hier 40—50 Missionäre und wir sind für ein so ungeheures Gebiet nur sechs Patres!“

Miscellen.

Protestantische Mission in Irland. Ein Mitglied der Liverpooler Schulcommission, Herr John Yates, besuchte im heurigen Frühjahr die Westküste Irlands, um sich persönlich von dem Zustande und den Erfolgen der protestantischen Mission in Irland zu überzeugen. Er faßte über diese seine Reise einen ausführlichen Bericht ab und sandte diesen zur Veröffentlichung an mehrere englische Zeitungen. Seine Beobachtungen und Erfahrungen bestätigen neuerdings auf's Glänzendste die von uns schon oft betonte Unfruchtbarkeit der protestantischen Missionen, trotz der Fülle von materiellen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen. Wir entnehmen daher seinem Berichte das Hauptsächlichste in getreuer Übersetzung:

„Ich habe Connemara (an der Westküste Irlands) bereist, um die Thätigkeit der irischen Missionsgesellschaft für die Bekehrung der Römisch-Katholischen kennen zu lernen (the Irish Church Missions to Roman Catholics), und will Ihnen möglichst kurz die Resultate meiner Reise mittheilen. Ich beginne damit, zu constatiren, daß ich auch nicht einen Einzigen gefunden, der sich vom Katholizismus zum Protestantismus bona fide bekehrt hätte, und ich bin der festen Überzeugung, daß es dort einen bona fide Bekehrten gar nicht gibt. Unter einem bona fide Bekehrten verstehe ich aber einen solchen, der allein aus religiöser Überzeugung, und unbeeinflußt von weltlichen Rücksichten, die sich in der Form von Geldspenden, Anstellungen, Geschenken an Nahrung, Kleidung u. dgl. geltend machen, veranlaßt wurde, seinen Glauben zu verlassen und einen andern anzunehmen.

„Connemara ist, wie Ihre meisten Leser wissen, ein Distrikt an der Westküste Irlands; ungefähr 60—70 (engl.) Meilen lang und 20—30 Meilen breit, von Oughterard im Süden bis Westport im Norden. Es ist eine rauhe und wilde Gegend voll Berge und Seen, die nur hie und da schmale kulturfähige Stellen bietet und der nur mit schwerer Arbeit ein dürftiger Unterhalt abgerungen wird. Die Bevölkerung ist sehr dünn gesäet, und die große Mehrzahl lebt in den armseligsten Hütten, die kaum für menschliche Wesen bewohnbar scheinen. Diesen Bezirk hat die irische Missionsgesellschaft (Irish Church Missionary Society) mit ihrem jährlichen Einkommen von 23,000 Pfund (M. 460,000) sich ausersehen, um unter den römischen Katholiken Bekehrte zu machen; hieher, unter die ärmsten und schwächsten Geschöpfe hinein, hat sie ihre Mission verpflanzt, bestehend aus kleinen Kirchen und Schulen mit einem wohlbezahlten Personal, welches sich an das unglückliche Volk wenden und auf seine Armuth spekulirend es dahin bringen muß, daß dessen Kinder den Glauben, in dem sie geboren wurden, verlassen und „verkehrt" (perverts) werden. Ich kann die Anzahl dieser Missionen nicht genau angeben, aber sie ist beträchtlich und sie sind gerade an den Stellen angebracht, wo die größte Dürftigkeit herrscht. Ich reiste über Galway und Oughterard nach Clifden, dem einzigen Orte in Connemara, der den Namen einer Stadt verdient und der zugleich das Hauptquartier der Missionsgesellschaft ist. Ich kam am Samstag 15. Mai dort an und nachdem ich mir rasch den Ort und die Lage der Missionsstationen angesehen, besuchte ich am darauf folgenden Montag mit einem Freund den Rev. Cory, welcher der Secretär der Missionsgesellschaft und der Inspector der Mission von Connemara ist. Des besseren Verständnisses wegen muß ich etwas über meine Correspondenz mit Mr. Hargreaves [wie es scheint dem Präsidenten der betreffenden Missionsgesellschaft] vorausschicken. In zwei Briefen vom 14. und 21. April hatte ich ihn um eine Liste der 88 angeblich in Connemara Bekehrten gebeten; am 23. April antwortete er mir, die Namen würden mir an den verschiedenen Stationen mitgetheilt werden, und am 6. Mai schickte er mir eine, wie er bemerkte, für mich bestimmte Adresse, die von 300 Bekehrten von Connemara unterzeichnet sein sollte. In meiner Antwort am 11. Mai bat ich ihn um die Namen dieser 300 „Bekehrten"; er erwiederte mir aber noch am nämlichen Tage, die Namen könnten mir in Liverpool von keinem Nutzen sein und Rev. Cory würde mich bei diesen 300 „Bekehrten" einführen. Natürlich schloß ich aus dieser Antwort, die Namenlisten würden für mich an den verschiedenen Stationen in Connemara bereit liegen. Bei meiner Zusammenkunft mit Mr. Cory bat ich ihn nun um die Liste dieser 300 „Bekehrten"; da der Brief, welchen diese dreihundert unterzeichnet hatten, an mich gerichtet war, hatte ich ja ein Recht auf diese Liste. Aber Mr. Cory schlug meine Bitte ab, unter dem Vorgeben, es möchten sonst die Betreffenden der Gefahr ausgesetzt sein, bei den Priestern denuncirt zu werden. Ich erwiederte, ich wisse nichts von einer Denunciation und hätte überhaupt für ein derartiges Vergehen durchaus nichts übrig; zudem müßten ja die Priester die angeblichen Bekehrten schon längst kennen. Herr Cory beharrte auf seiner Weigerung, mir irgend eine Liste zu geben, erklärte sich aber bereit, uns die Bekehrten selbst zu zeigen, die ich dann, wenn ich es für gut hielte, über ihren Glaubenswechsel und die Beweggründe desselben befragen könnte. Dieser Vorschlag schien mir nicht annehmbar, weil ich eben die Leute nicht kannte und also ohne vorherige Erkundigungen ganz unfähig war zu wissen, ob sie „Bekehrte" seien; ich bestand demnach auf meiner Forderung einer Liste, zu der ich dem Vorhergegangenen nach berechtigt war. Vergebens; es kam keine Liste zum Vorschein. Bei dieser Verhandlung waren zugegen außer Mr. Cory dessen Vikar, Rev. Austin, dann Rev. B. Jovin aus Errislannam, der Schullehrer Mr. Fahy, ein bezahlter Bibelleser, Namens Patrik Gallagher, und noch eine andere Person, ein Protestant, der, ich weiß nicht aus welchem Grunde, zugelassen war. Im Laufe der Unterhaltung stellte mir Rev. Cory den Mr. Fahy und den Mr. Gallagher als zwei der Bekehrten vor. Der Erstere sagte mir, er sei 5 Jahre lang Schullehrer in Clifden und habe das „Licht des Glaubens" in einem Dorfe erhalten, dessen Namen er nannte und das nahe bei Ballinasloe liegt; von seinem sonstigen früheren Leben erfuhr ich nichts, auch nicht ob er überhaupt einmal katholisch gewesen; nur eines ward mir klar: er hatte es verstanden, das „Licht des Glaubens" sofort nutzbar zu machen, indem er sofort eine gute Stelle in Connemara erhielt. Der junge Gallagher stammte von der Insel Achill und war wahrscheinlich niemals Katholik gewesen — er nahm alsbald einen gewaltigen Anlauf, um mich durch die langweiligste Salbaderei, die ich je gehört, zu bekehren. Ich machte ihm begreiflich, daß ich nicht gekommen sei, um mich anpredigen zu lassen, und wenn ich das müßte, so würde ich mich an Herrn Cory wenden. Ferner wurden bei diesem Besuche noch zwei „Bekehrte" genannt, der eine war ein wohlhabender Kaufmann in der Stadt; seinen Namen jedoch nahm Herr Cory sofort wieder zurück. Ich würde sehr erfreut sein, dürfte ich nur betreffs der angeblichen Bekehrung dieses Herrn den Thatbestand berichten; man würde sehen, zu welch verzweifelten Winkelzügen man seine Zuflucht nimmt, um einen echten Bekehrten ausfindig zu machen. Über den andern kam ich zur Gewißheit, daß er durch die bereits oben gekennzeichneten Mittel beeinflußt worden sei. Diese vier Personen waren all die Bekehrten von Clifden, über die wir Nachrichten erhalten konnten. Am folgenden Tage besuchten wir Herrn Ryder in Errismore, 5—6 (englische) Meilen von Clifden. Dieser Herr ist eine ansehnliche Persönlichkeit in Connemara, denn man sagt von ihm, er sei römisch-katholischer Priester gewesen. Er theilte uns mit, daß er (natürlich als bezahlter Agent der Missionsgesellschaft) die letzten 23 Jahre in Errismore gewesen, und den weiteren Angaben zufolge, die ich erhalten konnte, war er aus Amerika herübergekommen, so daß ich sicher bin, er sei gewiß nicht in der katholischen Kirche in Irland zum Priester geweiht worden; ja ob er überhaupt jemals Katholik gewesen, ist sehr zweifelhaft. Mr. Ryder sagt uns, daß er Mr. Cory veranlaßt habe, uns keine Liste zu geben; natürlich gab er uns also auch selbst keine Liste, wollte uns aber einige „Bekehrte" sehen lassen, ein Anerbieten, das ich aus dem angegebenen Grund nicht annahm.

Später zeigte er uns einen jungen Mann, einen bezahlten Bibelleser, der, wie er sagte, ein Bekehrter war, und führte uns in seine Schulen, die sehr gut und zweckdienlich eingerichtet schienen. Es waren da 23 Mädchen und 19 Knaben; die ersteren wurden von der Lehrerin in unserer Gegenwart in Arithmetik und Geographie examinirt und zeigten sich gut unterrichtet. Herr Ryder äußerte, fast alle wären Kinder römisch-katholischer Eltern; aber ein kleiner Zwischenfall, den ich gleich erwähnen werde, macht die Genauigkeit seiner Angabe sehr zweifelhaft. Auf meine Frage, ob die Kinder von römisch-katholischen Eltern durch Geschenke an Nahrungsmitteln oder Geld zum Besuch der Schule angelockt würden, antwortete er, das geschähe nicht, aber eine Dame aus Dublin pflege ihnen gelegentlich Kleider zu schicken. Hierauf besuchten wir einige Meilen weiter eine andere Schule, die zu Duholla, wo uns an 20 Kinder erwarteten. Auf unser Befragen erhielten wir vom Lehrer die Auskunft, daß mit Ausnahme eines Protestanten die übrigen Kinder entweder aus gemischten Ehen stammten, oder Katholiken oder Bekehrten angehörten; ein Mädchen wurde uns vorgeführt, als römisch-katholischen Eltern angehörig, das mit Erlaubniß derselben die Schule besuche; um uns über die Richtigkeit dessen zu vergewissern, gingen wir zum Hause derselben hin und befragten die Mutter. Diese brauste auf und sagte, sie und ihr Mann seien katholisch, fügte aber nach einer kleinen Zögerung hinzu: „doch nicht römisch-katholisch“ — es stellte sich sodann heraus, daß beide in der römisch-katholischen Kirche getauft, aber in der protestantischen erzogen worden waren; ihre „Bekehrung“ schrieb sich also offenbar schon von dem Zeitpunkte ihrer Taufe her, zugleich ein Beispiel, welch verläßliche Nachrichten man von einem Missionsschullehrer einholen kann. Wir begaben uns hierauf fünf Meilen weiter nach Roundstone und sprachen dort beim Agenten der Gesellschaft, Herrn Pelly, vor. Dieser wollte gleichfalls nicht auf das Vorzeigen einer Liste eingehen. Doch gab er uns nach einigem Zaudern den Namen eines Mannes an, der ein angesehener Kaufmann im Dorfe sei; wir wollten alsbald ihn aufsuchen und hofften, nun schließlich doch endlich einmal einen wirklichen Bekehrten gefunden zu haben; aber Herr Pelly besann sich etwas und meinte dann, er sei nicht berechtigt gewesen, uns den Namen des Mannes zu geben, da er hiezu von jenem nicht ermächtigt sei — deßhalb zog er den Namen zurück und so waren wir wieder um eine Enttäuschung reicher. Rev. Padlon, ein anderer Agent, den wir in Roundstone trafen, machte ebenfalls keine Miene, meine Ansicht über den Thatbestand bei den sogenannten Bekehrungen als irrthümlich zu bezeichnen. Am nächsten Tage trafen wir in Ballynakill den dortigen Missionär nicht an. Das that mir leid, denn dieser, Herr Flemming, ist einer von denen, die am meisten sich der wunderbaren Erfolge rühmen; er behauptet, 40—50 Bekehrte und 13 Kinder im regelmäßigen Schulbesuche zu haben. Von den ersteren sahen und hörten wir nichts; sie scheinen gerade wie all die übrigen Bekehrten in's Reich der Fabel zu gehören; dagegen sagte man uns, die Schule würde durchschnittlich von 12—15 Kindern besucht. Aber ich muß bemerken, daß die Missionsgesellschaft eine große Anzahl Schulen in der Gegend herum unterhält, in welche sie — und zweifelsohne mit einigem Erfolg — die Kinder der armen Katholiken der Umgegend aufzunehmen sucht; diese Schulen haben thätige und wohlbezahlte Agenten, sie verfügen nach Belieben und in uneingeschränkter Weise über Einladungen in der Gestalt von Fleisch, Geld, Kleidern; für mich ist es nur auffallend, wie sie mit solchen Mitteln so wenig erreichen; und die armen Leute, die an ihrem Glauben so fest wie an ihrem Leben hängen, verdienen alle Ehre. Neben den Schulen besitzt die Gesellschaft noch Waisenhäuser, in denen verlassene Kinder aus allen Theilen Irlands untergebracht werden; diese werden dann speciell der Mission von Connemara und dem großen Werke der Katholikenbekehrung zum Verdienste angeschrieben. So waren alle meine Versuche gescheitert, von den Agenten einen einzigen Mann bezeichnet zu bekommen, den man anständiger Weise (honestly) als Bekehrten ausgeben konnte. Ich wandte mich außer an angesehene Laien noch besonders um Auskunft an sieben katholische Geistlichen (Name und Stand derselben ist im Original angegeben, hier brauchen wir sie nicht anzuführen) — aber alle zusammen versicherten in den kräftigsten Ausdrücken, daß sie keinen einzigen „Bekehrten“ in Connemara kännten, auf den die Beschreibung im Anfange meines Briefes in Betreff der bona fides passe. Hätte man mir eine Liste verabfolgt, so zweifle ich nicht, daß ich hätte zeigen können, alle angeblich Bekehrten seien Leute, die auf den Gütern der Missionsgesellschaft leben und von ihnen zehren, sie seien eben das, was man hier zu Lande „Suppenleute“ und „Springer“ nennt. Zum Schlusse erlaube ich mir noch eine Bemerkung: sollte nicht die Gesellschaft und ihre betrogenen Theilnehmer und Beisteuerer, anstatt die unglücklichen Einwohner von Connemara mit ihren Bemühungen zu quälen, jene Einkünfte dazu verwenden, um zu Hause den Strom von Laster und Unsittlichkeit, der sie umgibt, einzubämmen, und wäre das nicht mit den Vorschriften jenes heiligen Buches, von dem sie soviel Gerede machen, vielmehr im Einklange, als das jämmerliche Unterfangen, mit dem sie sich jetzt abgeben? John Yates. Liverpool 26. Mai 1875.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für den Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Aus Feldkirch durch P. N.	13.70
Durch P. Thomas vom St. Apollinarisberg	37.60
Durch Caplan Binder in Gammertingen	25 —
Von Adolf Kohl in Eltville	10 —
Aus Dorsten	60 —
Von Reallehrer Sandkühler in Papenburg	75 —
Aus Mayen	56 —
Aus Rieden	15 —
Von J. N. in Diedenhofen	10 —
Von Ungenannt in L. bei C.	150 —
Durch A. K. in R.: „Das Herz Jesu segne es“	17.14
Aus Trautenau . . . fl. 3. 50 kr. ö. W.	6.14
Durch Pfarrer Beyer in Alt-Kemnitz	22 —
Für den Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:	
Von Rosalie Diez	85.71
Von B. S.	150 —
Für den Loskauf von Negerkindern:	
Von Ungenannt in L. bei C.	100 —
Durch Caplan Hämmerle in Bohlingen	6 —
Für das Waisenhaus in Bethlehem:	
Von einem Opfer des Culturkampfes: „Zu Ehren des allerh. Herzens Jesu“	400 —
Für verschiedene Zwecke:	
Von Zolleinnehmer Zuszczak	9.13
Von Ungenannt in L. bei C.	50 —
Von Pf. J. St. in Thalheim	60.56
Von C. A. G. durch Herder u. Co. in München	6.86
Durch Pf. A. G. in Immelstetten	42.86
Aus Kleinochsenfurt . . . fl. 28.	48 —
Aus Oggelsbeuren von C. E. durch Caplan Hummel	13 —
Von Dr. B., Pfarrer in der Rheinprovinz	147 —
Aus Lemberg in Galizien . . . fl. 30. ö. W.	54.79
Von einer Herz-Jesu-Bruderschaft in Galizien . fl. 75. ö. W.	136.86
Durch Herder u. Co. in München	3 —

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.